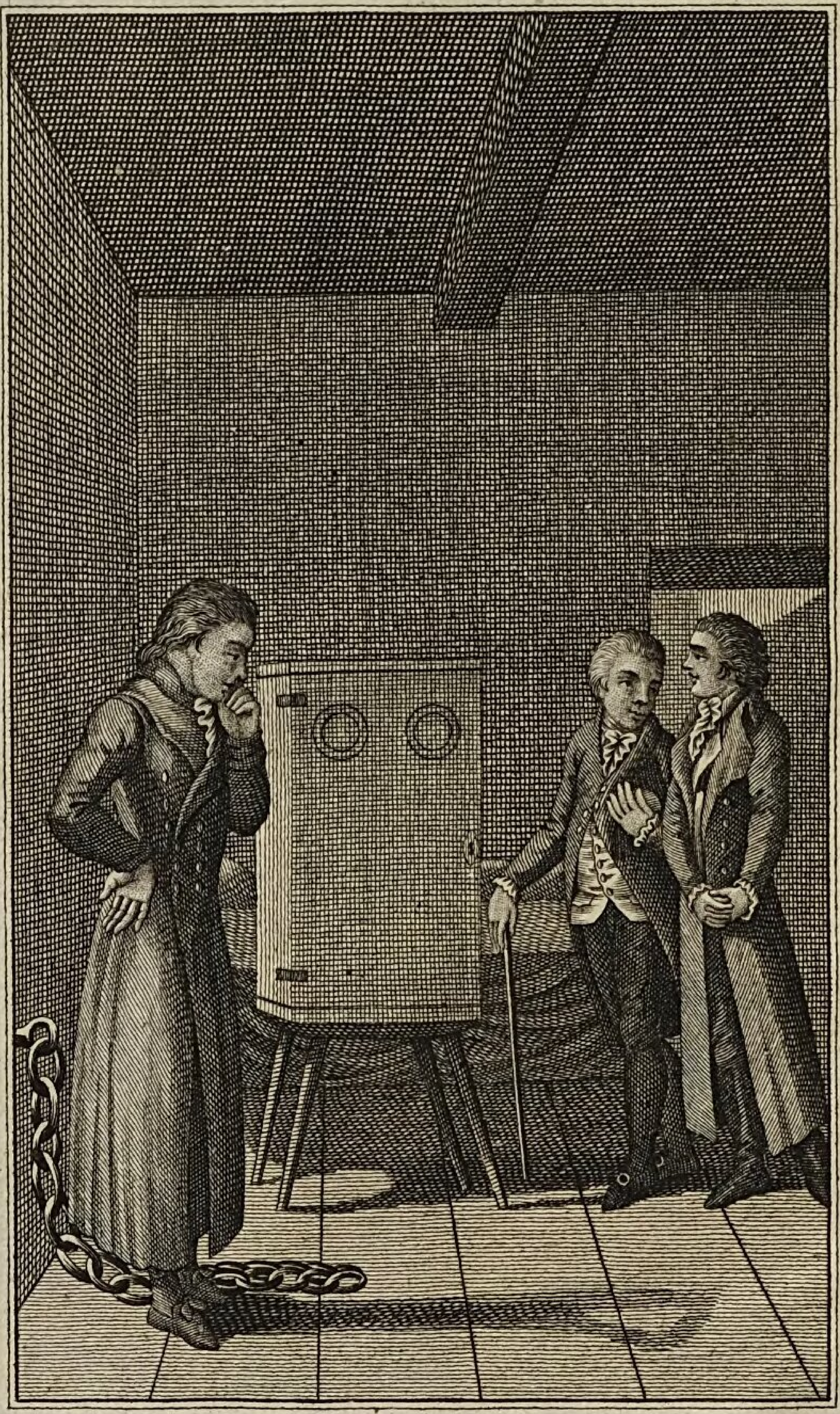
V.56,3.4

30.2527
3.4



Biographien

der

Wahnsinnigen.

Von

Christ. Heinr. Spieß.

Drittes Bändchen.

Leipzig.
1810.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Amalie F...

Schön und artig war Amalie als Kind, eine der schönsten und artigsten ihres Geschlechts war sie als Jungfrau. Ihre Aeltern liebten sie als das einzige Pfand ihrer Liebe mit innigster Zärtlichkeit, sahen es gerne, wenn die Jünglinge der großen Stadt ihr tiefe Complimente machten, und hörten es noch lieber, wenn sie, hingerissen von der Allgewalt ihrer Schönheit, laut ausriefen, daß solch ein Mädchen des Königs Krone verdiene. Sie hatten durch thätigen Fleiß und glückliche Industrie ein ansehnliches Vermögen erworben, sie mühten sich, es nach Kräften zu mehren, damit Amalie einst in den Armen eines redlichen Mannes vollkommen ein Glück genießen könne, welches sie der vielen Sorgen und häufigen Geschäfte wegen nur sparsam und kärglich genossen hatten. Sie sahen diesem glücklichen Zeitpuncte mit Begierde entgegen, und wollten dann im ruhigen Genusse eines geschäftfreyen Alters zusehen, wie ihr geliebtes Kind ein Glück genießen würde, das ihnen so manchen kummervollen Tag, so manche schlaflose Nacht gekostet hatte.

Amalie kannte die wohlthätige Absicht ihrer guten Aeltern, sie ehrte solche mit dem reinsten, kindlichsten Danke, aber sie fühlte noch nicht Drang nach Männerliebe, noch nicht Sehnsucht nach ihrem oft so gefährlichen Genusse, ihr war so innig wohl, wenn sie frey und ohne Zwang umher wandeln, die Reitze der Natur — deren eifrige Verehrerinn sie von Jugend auf war — ungestört genießen, ihre Wunderwerke ungehindert bewundern konnte. Ein nicht allzu kleiner Garten, der das Hintertheil des väterlichen Hauses umgränzte, war im Frühlinge, Sommer und Herbste ihr Lieblingsort. Wenn ihre Aeltern, oder die Diener und Mägde derselben sie suchten, so fanden sie solche alle Mahl in dem angenehmen Gartensaale, dessen Fenster hohe Pfirschen- und Aprikosenbäume, noch höhere Weinreben beschatteten. Hier nähte und strickte, hier las und spielte sie auf dem Claviere, hier fütterte sie Hühner und Tauben, welche im nahen Hofe nisteten, und immer am Fenster des Saales der reichlichen Wohlthat ihrer Gebietherinn harrten.

Ehemahls umfaßten unnütze Buchsbäume die regelmäßigen Vierecke des Gartens, in ihrer Mitte grünten Taxbäume in mancherley Figuren, und unter ihren dunkeln Schatten trauerten Tulpen, Nelken und Narcissen. Amaliens freyer Wille hatte ihn in einen der fruchtbarsten Küchengärten verwandelt, sie zog den größten Spargel, den schönsten Blumenkohl, sie pflückte die saftigste Pfirsche, die süßeste Traube, und fühlte sich ganz glücklich, wenn ihr guter Vater die Frucht ihres Fleißes mit besonderem

Appetite genoß, und ihre Kunst mit zärtlichen Ausdrücken bewunderte. Der Mutter Ermahnung, daß solche Arbeit die zarten Hände verderbe, machte dann keinen Eindruck auf ihr Herz. Sie sah ihre Schönheit zwar als ein wohlthätiges Geschenk des Schöpfers an, aber sie war nicht eitel genug, sich zur Vermehrung derselben das kleinste Vergnügen zu entsagen, und eben dieß erhöhte den Werth derselben. Sie glich vollkommen der Rose, die in freyer Luft, gestärkt durch Thau und Regen, ihre vollen Knospen öffnet, da die meisten städtischen Schönheiten sonst so ganz der Blume im Treibhause gleichen, der jedes kühle Lüftchen schadet, die jeder starke Sonnenstrahl versengt.

Eben feyerte Amalie ihren zwanzigsten Geburtstag, als ihr Vater sie in ihrem Garten überraschte, mit väterlichem Gefühle ihre Hand faßte, und sie nach dem kleinen Saale führte.

Vater. Du dünkst dich wohl recht zufrieden und glücklich, wenn du in deinem Garten umher wandeln und zusehen kannst, wie deine Pflanzen so herrlich gedeihen, zur Vollkommenheit, zum Genusse empor reifen?

Amalie. Ach ja lieber Vater, ja! Wenn in der Nacht der Regen mich weckt, und früh die aufgehende Sonne mein Fenster beleuchtet, da eile ich im schnellsten Fluge herab, um zu sehen, wie alle Gewächse, zum neuen Wachsthume gestärkt, da stehen, und freue mich dann so innig, so aufrichtig mit ihnen.

Vater. Ich glaubs, glaubs herzlich gerne! Auch ich fühlte einst diese Wonne im stärkern Grade. Ich sah Jahre lang zu, wie du, meine theure Tochter, zur Vollkommenheit empor keimtest, wie sich nach und nach alle deine Reitze und Tugenden entwickelten. Du blühst lange schon herrlich, soll ich nie Früchte von dir erwarten?

Amalie. Ich verstehe sie nicht, bester Vater; habe ich sie vielleicht beleidigt, sind dieß Vorwürfe — —

Vater. Keine Vorwürfe, ein so liebes, gutes Kind verdient sie nicht. Ich will dich nur an deine künftige Bestimmung erinnern. Du feyerst heute deinen zwanzigsten Geburtstag, dieß Alter berechtigt mich, mit dir aufrichtiger als sonst zu sprechen.

Amalie. Ich erwarte noch immer mit gleicher Sehnsucht ihre nähere Erklärung.

Vater. Sie soll dir sogleich werden. Deine Freundinnen, welche mit dir spielten, mit dir empor wuchsen, haben schon alle geheirathet, viele derselben sind schon glückliche Mütter, ihre Aeltern genießen schon den süßen Lohn ihrer Erziehung, ich allein erwarte ihn noch immer vergebens.

Amalie (hoch erröthend). Wie soll — wie kann denn ich — ich habe ja keinen Liebhaber.

Vater. Aber der Verehrer in Menge, welche sich alle in die zärtlichsten Liebhaber umwandeln werden, wenn es anders dein kleiner Eigensinn erlaubt. Viele gute und edle Jünglinge warben bey mir schon um deine Hand, ich verwies sie an dich, aber sie

kehrten bald trauernd zurück, und klagten mir, daß du ihre Blicke nicht sehen, ihre Seufzer nicht hören wollest.

Amalie. Lieber, theurer Vater, ich bin so glücklich, wollen Sie mich denn unglücklich wissen? Ich fühle noch keine Neigung zur Heirath, möglich, daß sie in Zukunft sich nähert, möglich, daß sie bald erscheint, dann will ich ihres Rathes achten, aber jetzt — — O lassen Sie mich ferner unter Ihrem Schutze leben! Die Liebe meiner Aeltern, mein kleiner Garten ist der einzige Wunsch meines Herzens. Gönnen sie mir ihn noch länger, ich würde keines ohne Trauer vermissen können.

Vater. Es thut mir weh — —

Amalie. O wenn es ihnen auch nur unangenehme Stunden verursacht, dann will ich ja gerne mein eigenes Glück vergessen, willig selbst unglücklich seyn, um nur Sie ruhig zu wissen.

Vater. Gott bewahre mich vor jedem Zwange, selbst vor dem Scheine desselben. Nun kein Wort mehr davon! Wenn du jetzt auch selbst meine Einwilligung zur vortheilhaftesten Heirath fordertest, so würde ich sie dir weigern, weil ichs nur für ein Opfer des Gehorsams, nicht für freyen Willen achten würde. Du bist mein einziges Glück, meine einzige Freude auf dieser Erde! Weh' mir, wenn ichs durch einen vielleicht thörichten Wunsch gemindert sähe.

Amalie. Dank, tausend Dank, bester der Väter, ich — —

Vater. Halt ein, ich verdiene ihn nicht, ich sagte dirs ja schon deutlich, daß mein Eigennutz mich so nachgebend mache. Jetzt von etwas anderm! — Dein Garten grünt und blüht herrlich, kein Plätzchen ist mehr vorhanden, wo noch eine Staude, ein Baum gepflanzt werden könnte. Du wirst bald geschäftlos darin umher wandern müssen. — —

Amalie. Das eben nicht, denn eben das Wachsen und Gedeihen aller, die ich pflanzte, labt mein Herz, aber wenn er größer wäre, wenn ich freyen Raum rings umher hätte, dann wollte ich manche schöne Idee ausführen, die jetzt ungenutzt schlummern muß, nur manchmahl meine Einbildungskraft angenehm beschäftigt.

Vater. Also hätte ich deinen Wunsch doch so ziemlich errathen. Ich sann hin und her, womit ich an deinem Geburtstage dein Herz erfreuen könnte — denn ein Bindband hast du doch wohl erwartet? —

Amalie. Erhielte ich nicht schon das schönste und kostbarste? (ihm um den Hals fallend) den deutlichsten Beweis Ihrer väterlichen Liebe?

Vater. Schmeichlerinn! Wie innig sie zu küssen versteht! Solch ein Kuß ist des Lohns schon werth! — — Sag mir einmahl: Da du so eine große Freundinn der Natur und der Oekonomie bist, war denn deine reiche Einbildungskraft nie so freygebig, dich mit einem Landgute zu beschenken, an dessen schönen Garten fruchtbare Felder und Wiesen, rieselnde Bäche und schattige Wälder gränzten? —

Amalie. Oft, lieber Vater, sehr oft. Da

wars, als ob sie ihre Fabriken und Handlung aufgegeben hätten, auf einem ruhigen, stillen Landgute mit mir wohnten, und ich die ganze große Wirthschaft führte. Ach, wie geschäftvoll ich da umher eilte! Aus der Küche in den Stall, aus dem Stalle in den Garten, aus diesem auf die Wiesen oder zu den Schnittern des Feldes, und wie ich mich dabey so froh und glücklich dünkte! —— Solch eine Wonne läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben.

Vater. Und wenns nun wirklich so wäre —

Amalie (voll Freude.) Wenns wirklich so wäre, guter Vater, wenns wirklich so wäre!

Vater. Deine reine Freude ist der schönste Lohn meiner That, ich habe meine Fabrik mit ansehnlichem Gewinne verkauft, meine Handlung niedergelegt, und gehe jetzt, mit dem Herrn von H** den Kauf seines Landgutes abzuschließen, will dirs zu deinem Geburtstage verehren. Daß du deine guten Aeltern mit dir dahin nehmen, ihrer pflegen, ihnen ein ruhiges Alter verschaffen wirst, bin ich im Voraus überzeugt.

Amalie. O gewiß! O gewiß! Ach Gott, mein Dank ist stumm! Ich fühls, empfinde es nur!

Vater. Du kennst doch dieß Landgut und seine angenehme Lage.

Amalie. Ob ichs kenne? Genoß ich nicht mit Ihnen im Frühjahre dort einige der glücklichsten Tage meines Lebens? Wenn ich mich noch rückerinnere, am hohen Fenster stehe, hinab blicke ins Thal, das die breite Elbe durchströmt, und an ihrem Ufer

fette Schweizer-Kühe, Schwäne, Gänse, Aenten, Pferde und Fischer im bunten Gewühle schaue, und nun denke, daß dieß immer so dauern, immer so seyn soll! Ach, Vater, die Freude macht mich zum Kinde. Ich würde weinen wie dieses, wenn sie nur mit mir scherzten.

Vater. Nein, ich scherze nicht, ich habe deine Meinung gehört, sie war mir zu wissen nöthig. Zu Mittage siehst du mich wieder, und Nachmittag fahren wir auf dein Landgut, um dort in ländlicher Einsamkeit deinen Geburtstag zu feyern.

Er ging, die entzückte Amalie staunte ihm noch lange nach, sie mühte sich vergebens, den Genuß ihres künftigen Glückes zu fassen, ihr kleiner Garten ward ihr zu enge, sie eilte zur Mutter, und sank weinend in ihre Arme. Die gute Mutter war von allem unterrichtet, sie lobpreiste mit ihr des Vaters Entschluß, meinte aber zugleich, daß eine kleine List denselben gefördert habe. Er will, sagte sie, dich rastlos beschäftigen, damit du, wenn du die Last der allzu häufigen Geschäfte nicht mehr ertragen kannst, dir einen Gehülfen suchst, der sie mit dir theile. Amalie besaß ein gutes, dankbares Herz, Freude und Ueberraschung hatte es noch mehr geöffnet, sie gelobte daher der Mutter, des Vaters Wunsch nach Kräften zu fördern, und so bald der echte Geliebte erscheine, ihn zu ihrem Gehülfen zu wählen.

Nach dem Essen stieg Amalie mit ihren Aeltern in den Wagen, um in ihrer Gesellschaft nach dem

bereits erkauften Landgute zu fahren. Ihre Freude war groß und überschwenglich. Man muß selbst die Oekonomie leidenschaftlich lieben, um all' das Vergnügen fühlen und mit genießen zu können, welches die glückliche Amalie dort in vollem Maße genoß; ich enthalte mich daher jeder Beschreibung, gehe zu wichtigern Begebenheiten über.

Es war eben Erntezeit, Amalie eilte jeden Morgen, jeden Abend zu den Schnittern, labte sie reichlich, und sah dann mit Wonne zu, wie diese den Reichthum des Landmannes dort in Garben sammelten, da auf Wägen luden, und endlich hingerissen vom innern Gefühle frohe Erntelieder anstimmten. An einem schwülen Nachmittage schlenderte sie eben aus dieser Absicht durchs lange Dorf, hatte beynahe schon das Ende desselben erreicht, als sich hinter ihr ein klägliches Geschrey erhob; sie blickte rückwärts, sah Greise und Kinder ängstlich nach den Hütten eilen, und hörte deutlich rufen, daß ein großer, wüthender Hund durchs Dorf renne, schon einige spielende Kinder gebissen habe. Sie erschrak ob der nahen Gefahr, wußte nicht, ob sie vor- oder rückwärts gehen solle, und sah endlich den Hund auf sich zueilen. Ein altes Mütterchen, das seinen kleinen Enkel retten wollte, wurde von ihm zu Boden gestürzt, und nun eilte er unaufhaltsam nach Amalien zu. Angst und Schrecken hemmte ihre Kräfte und Stimme. Sie eilte jammernd vorwärts, erblickte die wüthende Bestie schon hinter sich, und stürzte, indem sie sich in ihr Kleid verwickelte, hülferufend und sinn-

los zu Boden. Als sich ihre Sinne wieder sammelten, und sie empor blickte, stand ein fremder Jüngling vor ihr; er hielt unter seiner Linken einen bloßen Degen, und reichte ihr mit traurigem, aber doch freundlichem Blicke, die Rechte. Unfern von ihr wälzte sich der wüthende Hund in seinem Blute, vom Dorfe herauf erscholl aus dem Munde der Herbeyeilenden das Lob des muthigen Retters.

Amalie (zu dem Jüngling). So habe ich Ihnen mein Leben zu danken? So haben sie meine armen Aeltern der Verzweiflung entrissen?

Der Jüngling (blickte staunend in ihr Angesicht, lächelte etwas bitter und schwieg.)

Amalie. Wie soll, wie kann ich Ihnen die edle That lohnen? O Gott, wenn ich mir die drohende Gefahr, den gewissen, schrecklichen Tod denke, so beben alle meine Glieder. (Sie lehnt sich auf seine Schultern.) Und nun gerettet durch sie, edler Unbekannter! Ich muß nochmahls fragen: Wie soll ich Ihnen die That lohnen? Vermags diese Thräne der Freude — —?

Der Jüngling. Sie genügt! Sie genügt! (Düster.) Fräulein! Ist Ihnen jetzt besser?

Amalie. Bin ich nicht gerettet?

Jüngling (mit festem, ernstem Tone.) So leben Sie wohl! Dort kommen Leute, welche Sie nach Hause führen werden.

Er entfernte sich sogleich mit schnellen Schritten nach dem Walde, welcher unfern dem Dorfe lag. Vergebens flehte Amalie im rührendsten, schmel-

zendsten Tone um Rückkehr, vergebens sandte sie aus dieser Absicht dem immer schneller eilenden Bothen nach, die erstern wurden rasch zurück gewiesen, die spätern konnten ihn nicht mehr erreichen, ihr Auge verlor ihn im Walde, und Amalie trauerte tief, daß sie den Nahmen ihres Retters nicht einmahl im Gebethe nennen könne. Sie setzte sich ermattet auf der kleinen Anhöhe nieder, Greise und Kinder standen neben ihr, und erzählten ihr: Wie der unbekannte Jüngling, als sie um Hülfe rief, rasch aus dem nahen Graben, in welchem er wahrscheinlich gelagert lag, empor sprang, seinen Degen zog, und mit zwey kraftvollen Hieben den wüthenden Hund zu Boden streckte. Sein Bild schwebte klar und deutlich vor Amaliens Augen. Er war groß und schön, sein braunes Haar rollte in verwirrten Locken um sein Haupt, deckte seine gewölbte Stirn, an deren Ende ein Paar große, schwarze Augen oft wild, nur ein Mahl freundlich hervor blickten. Sein von der Sonne verbranntes, aber doch bleiches Angesicht verkündigte Krankheit oder inneres Leiden. Seine Kleidung verrieth ehemahligen Reichthum, denn sie war nach der neuesten Mode gemacht, bewies aber auch eben so deutlich wenigstens nahende Armuth, denn sie war schon abgetragen, hier und da merklich beschmutzt. Der erst sich färbende Bart war übrigens der echte Beweis, daß der Unbekannte kaum vier und zwanzig Jahre zähle, vielleicht sich ihnen erst nahe. Er hatte Amalien vom schmählichen Tode gerettet, sie nicht eher,

als bis die Einwohner des Dorfes zu ihrer Unterstützung herbey eilten, verlassen. Es war daher kein Wunder, daß die Gestalt des edlen und schönen Retters tiefen Eindruck auf ihr Herz machte, es mit Wünschen füllte, die sie bisher noch nicht gekannt hatte.

Noch staunte sie dem Entflohenen in die weite Ferne nach, hoffte vergebens, daß er zurück kehren würde; als ein Greis ihr eine Schreibtafel überreichte, welche er in dem Graben gefunden hatte. Sie war geöffnet, nicht unedle Neugierde des Weibes, sondern sehnliches Verlangen, den Retter durch diesen glücklichen Zufall näher kennen zu lernen, verleitete Amalie, solche zu durchblättern. Sie war leer, nur zwey Seiten waren beschrieben, es schienen flüchtige Gedanken, welche der Verfasser eben entworfen hatte, als Amaliens ängstliches Geschrey ihn zu Hülfe rief. Amalie las sie mehr als ein Mahl, sie charakterisirten das Gefühl, die Denkungsart und den unglücklichen Zustand des Jünglings deutlich. Sie war eitel genug, das Ende derselben auf sich zu deuten, und dieß erhöhte den Werth des gefundenen Schatzes um ein Großes.

„Liebe! Liebe! Liebe!“ so stand in der Schreibtafel geschrieben, „du bist ein unbegreifliches Wesen! „Wie soll, wie kann ich mir deine entgegen gesetz„ten Wirkungen erklären? Du machst äußerst glück„lich, aber auch noch weit unglücklicher! Nein, „nein! Nie glücklich! Du bist nur ein süßes Gift, „das zum Genusse reitzt, langsam, aber auch sicher

„tödtet. Du bist das aqua toffana der menschlichen „Sinne, Begierden und Leidenschaften! So will „ich dich künftig nennen, und mich vor deinem Ge„nusse hüthen, nicht leeren den goldenen Becher, „den mir mit lächelnder Miene das Meisterstück der „Schöpfung reicht. Du theilst dich in verschiedene „Zweige, du liebst als Freund, als Mutter und „Vater, als Bruder und Kind, als Gatte und „zärtlicher Liebhaber; aber du bist und bleibst Gift! „Betriegt nicht auch der Freund den Freund, flucht „nicht oft der Vater dem Kinde, haßt nicht das „Kind die Aeltern, der Bruder die Schwester, wird „nicht die Gattinn dem Manne, die Geliebte dem „Liebhaber oft ungetreu? Aqua toffana des mensch„lichen Geschlechts! So will ich dich künftig nen„nen! —— Schön und reitzend ging sie gestern vor „mir über, lockend und anziehend war ihre Gestalt! „Ich hätte vor ihr niederknien und sie anbethen mö„gen, wie sie mitleidig und liebevoll den gefallenen „Buben aufhob, ihm das Butterbrot wieder in die „Hand steckte, seine Wangen streichelte, und seine „Thränen trocknete. Millionen — wenn ich sie be„säße — hätte ich geopfert, um die Stelle des ge„fühllosen Buben einnehmen, den Strich ihrer sei„denen Hand fühlen, den unnachahmlichen Blick „ihres großen Auges auffangen zu können; aber, „aber — —"

Hier hatte zum größten Mißvergnügen der lesenden Amalie der unbekannte Schreiber geendet. Mit innigem, noch nie gefühltem Vergnügen wie-

derhohlte sie die letzten Zeilen, wenn sie aber bis ans Ende kam, da sank ihr Blick traurig zu Boden, das zwey Mahl wiederhohlte Aber schien so ganz das angenehme Lob vernichten zu wollen. Daß sie es übrigens sey, von welcher der Unbekannte spräche, ward ihr um deswillen zur vollen Ueberzeugung, weil sie sich deutlich der ganzen Handlung erinnerte, welche sie gestern an einem kleinen Bauernbuben geübt hatte.

Sie suchte endlich nach mehrerem Lichte in der Schreibtafel umher, und fand in einer Falte derselben zwey kleine Zettel. Großmüthiger Wilhelm, stand auf einem derselben mit Bleystift geschrieben, kehre zurück, und tröste deine unglückliche Mutter! Heilloser Bube, war der Inhalt des zweyten, wenn du es noch ein Mahl wagst, in der Nähe meines Schlosses zu erscheinen, so vergesse ich, daß ich dein Vater war, und schieße dich gleich einem schädlichen Raubthiere nieder. Nimm dieß zur letzten Warnung, und packe dich auf ewig von hinnen! — — Mit vielen Thränen schien das erstere beträufelt, mit keiner einzigen das letztere.

Amalie nahm innigen Antheil am Schicksale der unglücklichen Mutter, des wahrscheinlich noch unglücklichern Sohnes; sie schauderte fieberhaft empor, wenn sie sich den wüthenden Vater dachte, der sein eigenes, gewiß unschuldiges Kind so grausam von sich stieß, es sogar zu ermorden drohete. Sie blickte dankbar gen Himmel, weil er ihr einen so guten Vater geschenkt hatte, aber sie weihte auch dem un-

glücklichen Jünglinge reichliche Thränen, weil er, mit des Vaters Zorn und Fluch belastet, unstät und flüchtig umher irren mußte.

Eben fiel es ihr aufs Herz, daß ihre Aeltern durch falsche Nachricht getäuscht, um sie zagen konnten, und wollte nach dem Schlosse zurück kehren, als man ihr meldete, daß beyde schon in schneller Eile sich nahten. Sie verbarg die Schreibtafel in ihre Tasche, und wallte ihnen entgegen. Angstvoll blickten die Aermsten sie an, als sie sich näherten, freudetrunken sanken sie in ihre Arme, als sie die glückliche Rettung erfuhren, welche sie vorher nur wünschen, nicht hoffen konnten. Auch sie wünschten den edlen Unbekannten ehren, danken und lohnen zu können, neue Bothen wurden ausgesandt, kehrten aber gleich den erstern ohne ihn zurück.

Amalie trauerte aufs neue, ihr gutes Herz war des Dankes so voll, es preßte und ängstigte unaufhörlich ihre sonst so sorgenfreye Brust. Sonst ruhte sie die ganze Nacht ungestört im Arme des wohlthätigen Schlafes, jetzt durchwachte sie oft halbe Nächte in bangem Gefühle und stummem Staunen. Immer stand der edle Jüngling vor ihr, bald lächelte, bald drohte er. Sein Unglück machte gerechten Anspruch auf ihr Mitleid, auf ihre Hülfe, sie trauerte tief, daß sie ihm die letztere nicht leisten könne. Schön und reitzend, sprach sie oft hingerissen vom innigen Gefühle, stand er vor mir, lockend und anziehend war seine Gestalt, aber, aber — er floh,

und ich kann ihn nicht wieder sehen, nicht danken für seine große Wohlthat!

Um nicht neues Unglück zu erfahren, so antwortete sie wenigstens oft dem fragenden Vater, besuchte sie nicht mehr die Schnitter des Feldes, saß immer nur unthätig und trauernd in den Lauben des Gartens, weil sie dort ungestört an den Unbekannten denken, seine Schreibtafel durchblättern, und seine Sentenzen lesen konnte. Oft stand sie auch auf dem hohen Altane des Gartens, irrte gedankenlos mit ihrem Blicke in der reitzenden Gegend umher, und ward nur dann aufmerksam, wenn sie in der Ferne oder Nähe einen einzelnen Wanderer erblickte. Sehr oft führte sie ihr forschendes Auge, ihre immer gereitzte Einbildungskraft irre, sie eilte dann — ohne einer Gefahr zu gedenken — ins Freye, und kehrte mißmuthig zurück, wenn sie überzeugt wurde, daß der Wanderer ihrem Jüngling nicht gleiche.

Bey einer ähnlichen Gelegenheit stieg sie bis ans Ufer der Elbe hinab; gegenüber lag eine kleine Insel, welche hohe Weiden und Erlen beschatteten, ihr wohlthätiger Schatten, ihre melancholisch umher schwankenden Aeste luden sie zum Genusse ein. Ein kleines Schiffchen lag am Ufer, sie rief die nahen Schiffer herbey, und ließ sich nach der Insel führen. Versunken in süßen Träumen, umher schweifend im reitzenden, oft aber auch gefahrvollen Irrgarten der Liebe — denn Amalie liebte

schon wirklich — vergoß sie die bestimmte Rückkehr, sah nicht, daß schwarze Gewitterwolken sich über die Berge herab ins Thal senkten, und fürchterlichen Sturm verkündigten. Zu spät erwachten die schlafenden Fischer, machten Amalien die drohende Gefahr kund, und hofften mit Gottes Beystande in schneller Eile noch überzuschiffen, ehe der Sturm zu wüthen beginne. Wahrscheinlich würde sich Amalie zu der gefahrvollen Ueberfahrt nicht entschlossen, lieber das Ende des Sturms auf der Insel abgewartet haben, wenn nicht die Schiffer sie versichert hätten, daß jeder anhaltende Platzregen die Insel, ihrer niedrigen Lage wegen, überschwemme, und sie dann sicher ein Raub der Wellen würde, wenn dieser allen Anzeichen nach erfolgen sollte.

Mit bebendem Herzen betrat Amalie das Schiffchen, noch mehr zitterte und zagte sie, als in der Mitte des Stroms der Sturm zu wüthen begann, den Kahn unaufhaltsam mit sich fortriß, und nach einigen Schiffmühlen hinschleuderte, welche am Ufer des Stroms lagen. Schon entsagten die ermatteten Schiffer jeder Hoffnung zur Rettung, schon ließen sie die unnützen Ruder sinken, und hoben die Hände zum letzten Gebethe empor, als das kleine Schiff im vollen Laufe an einen Pfahl stieß, und schnell umschlug. Die Fischer suchten sich durch Schwimmen zu retten; Amalie vermochte es nicht, ob sie gleich ihr langes Kleid, daß sich gleich einem Segel auf dem Wasser ausbreitete, nicht sinken ließ. Die Vorstellung des gewissen Todes raubte ihr die

Sinne; wie sie wieder denken und fühlen konnte, lag sie am Ufer des Flusses, der unbekannte Jüngling stand neben ihr, und hielt ihre Linke in seiner Rechten, um den Schlag ihres Pulses zu beobachten. Sein Haar, seine Kleider trieften vom Wasser, Fieberkälte schüttelte seine Glieder, und rüttelte seine Zähne, er lächelte freundlich, wie sie die Augen öffnete, er ließ ihre Hand sinken, wie sie Dank stammelte. Der Müller eilte mit seinen Leuten herbey. Pflegt ihrer, bis der Sturm vorüber zieht, und führt sie dann in die Arme der harrenden Aeltern zurück, sprach der Unbekannte, und entfernte sich schnell. Bleib, bleib! geliebter Retter! rief zwar Amaliens schwache Stimme ihm nach, aber der Sturm verwehte das leise Lispeln der Matten, er hörte ihren Ruf nicht, und zog eilend von dannen.

Eine neue Ohnmacht, die Folge des vielen verschluckten Wassers, bemächtigte sich Amaliens Sinnen, sie erwachte erst nach einer halben Stunde in den nahen Hütten, wohin sie die Müller getragen hatten. Ihre Aeltern standen weinend vor ihr, trostlos rang die zärtliche Mutter die Hände, verzweiflungsvoll raufte der Vater sein Haar, sie sah's, aber ihr erstes Wort war doch die Frage: Ob ihr edler Retter abermahls verschwunden sey? Eine Thräne schlich über ihre bleiche Wange, als die Müller versicherten, daß man ihn nicht mehr gesehen, nicht wisse: wohin er seinen Weg genommen habe? — — Vater und Mutter mühten sich vergebens, sie durch Scheingründe der möglichen Entdeckung zu trösten,

sie nannte sich höchst unglücklich, weil sie nicht dankbar seyn konnte.

Wie man sie nach dem Schlosse getragen, und der herbey gerufene Arzt versichert hatte, daß sie glücklich gerettet, und keine Gefahr des Lebens vorhanden sey, gab der Vater ihren Bitten nach, und sandte in alle Gegenden Bothen aus, welche den Retter seines Kindes wenigstens auf einen Tag, auf eine Stunde in sein Schloß laden sollten. Auch die Müller wurden auf Amaliens Verlangen herbey gerufen, und mußten ausführlich erzählen, wie der unbekannte Jüngling sie gerettet habe.

Er saß, sprach einer derselben, eben in meinem Gärtchen, und trank Milch, um die er mich gebethen hatte, als der Sturm begann. Ich trat zu ihm, und bath ihn, in die Hütte zu kommen: aber er lachte bitter, und versicherte mich, daß er sich nie besser befinde, als wenn er im Freyen zusehen könne, wie wilder Sturm in fruchtbaren Gefilden wüthe. Ich gesteh's aufrichtig, daß mir diese menschenfeindliche Antwort wehe that, und wollte ihn eben verlassen, als er mit einem Mahle in die Ferne starrte, pfeilschnell aufsprang, und nach dem Flusse hinab lief, ich folgte ihm mühsam, und sah gleich ihm, daß der Sturm das kleine Schiff auf dem Strome herab gegen die Mühlen treibe, ich rannte zurück, um mit meinen Knechten dort Hülfe leisten zu können, beweinte aber aufrichtig ihren Tod, wie ich das Schiff nicht mehr, und die Fischer im Wasser erblickte. Um wo möglich Rettung zu versuchen, rann-

te ich mit meinen Knechten am Ufer aufwärts, und sah deutlich, wie die Fischer das Land glücklich erreichten, der fremde Unbekannte aber eben unsre Jungfrau schwimmend durch die Wellen trug. Wir frohlockten ihm entgegen, aber seine Blicke waren nur auf die Ohnmächtige gerichtet, er legte sie nahe am Ufer nieder, und entfernte sich erst dann, als wir bey ihm anlangten.

Nach dieser Erzählung wurde die Begierde, dem edeln Retter danken zu können, in den Herzen der guten Aeltern gleich stark rege, auch sie wünschten, daß die ausgesandten Bothen ihn finden, und aufs Schloß führen möchten. Mit eben so starker Sehnsucht erwarteten sie die Rückkehr derselben, trauerten und weinten mit ihrer Tochter, als alle ohne Hoffnung, ohne Trost rückkehrten. Keiner hatte ihn gesehen, keiner mit ihm gesprochen, er schien einer wohlthätigen Gottheit zu gleichen, die nur dann zu Hülfe herbey eilte, wenn Amaliens Leben in Gefahr schwebte; die plötzlich verschwand, wenn sie für diese Rettung danken wollte.

Ungeachtet aller Versicherung des Arztes, daß alle Gefahr geendet habe, fand man Amalien doch am andern Morgen in einer anhaltenden Fieberhitze. Angst und Schrecken, die jähe Erkältung hatte auf ihren Körper; betrogene Hoffnung, getäuschte Sehnsucht, den geliebten Retter zu sprechen, auf ihre Seele gleich stark gewirkt. Der Arzt erschrak, als er sie in diesem Zustande traf, er verhehlte den Aeltern die Gefahr nicht, in welcher sie einige Tage

nachher wirklich schwebte, aus welcher sie endlich nicht die Kunst des Arztes, sondern jugendliche Kraft und Stärke glücklich rettete. Groß war diese Zeit über der liebenden Aeltern Jammer, sie wichen nicht von dem Bette des einzigen Kindes, und hörten es deutlich, wie sie oft durch Hülfe des fieberischen Irrwahns in Wäldern umher irrte, ihren Retter suchte, und nirgends fand.

Nach vier Wochen konnte sie zum ersten Mahle wieder im Garten umher schleichen, und die Reitze des nahenden Herbstes genießen. Tod waren für sie seine Freuden, die er auf so vielerley Art, auf so mancherley Weise gewährt. Ihr Herz war mit Sehnsucht, mit inniger Liebe gefüllt, sie fühlte es deutlich, daß sie nur in den Armen des Retters glücklich leben, nur in diesen die Freuden der Natur genießen könne. Immer schwebte sein Bild vor ihren Augen, bald sah sie ihn, wie er mit männlicher Stärke den wüthenden Hund tödtete, noch öfter, wie er sie in seinen Armen aus den Fluthen rettete. Getäuscht durch ihre lebhafte Einbildungskraft, schmiegte sie sich dann fest an seine Brust, und schauderte trauernd zurück, wenn das angenehme Bild verschwand, sie verlassen und einsam da stand. Die Schreibtafel des Unbekannten, welche sie stets bey sich trug, war ihr ehe schon theuer, jetzt theurer als alle Schätze der Erde; sie beschäftigte sich Stunden lang damit, und mehrte dadurch ihre Melancholie um ein Großes, weil jedes Wort, das darin geschrieben stand, sie überzeugte, daß ihr Lieb-

ling unglücklich sey, wahrscheinlich mit Elend und Mangel kämpfte, vielleicht um deßwillen unstät und flüchtig umher irre.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging sie einige Wochen nachher nach einem kleinen Buchenhain spatzieren, ihr folgten zwey Diener, welche der besorgte Vater zu ihrem Schutze geordnet hatte, sie waren ihr nicht lästig, weil solche sie nie in ihren Gedanken störten, nur still hinter ihr her schlenderten. Der Weg nach dem Haine führte durch eine Allee von Obstbäumen, ihre Aeste bogen sich unter der Last der vielen Früchte; ehemahls würde dieser Anblick ihr das größte Vergnügen gewährt haben, jetzt war er ihrem Auge lästig, es weilte nur auf den gelben Blättern, die hier und da hervor blickten, und den nahenden Winterschlaf verkündigten. O könnte ich mit euch ruhen und schlafen! rief sie aus, und unwillkührliche Thränen wässerten ihr großes Auge.

Noch immer war dieser Gedanke ihre Beschäftigung, als sie schon auf einem großen Steine im Walde saß, und die Diener hinter ihr mit einem Mahl laut und ängstlich zu schreyen begannen. Amalie fuhr erschrocken empor, forschte nach der Ursache, aber die Diener konnten vor Schrecken nicht antworten, zeigten mit ihrer Rechten unaufhörlich nach einem Baume. Amaliens Blick folgte, sie sah an dem Aste desselben einen Menschen hangen, ihr zweyter Blick überzeugte sie schon, daß dieß ihr Retter, der unglückliche, unbekannte Jüngling sey. Die Hoffnung, Vergelterinn zu werden, ihn auch aus den

Armen des Todes zu retten, hielt sie aufrecht, sie eilte hinzu, und rief die noch immer staunenden Diener zur Hülfe herbey. Durch ihr flehendes Bitten bewogen, löste einer derselben mit seinem scharfen Messer das Strumpfband, an welchem der unglückliche Selbstmörder hing, er sank herab, lag starr und todt zu Amaliens Füßen. Sie jammerte, rang nach Hülfe, fand keine, und befahl endlich, ihn nach dem Schlosse zu tragen. Unter Weges träufelten ihre Thränen oft auf die bleiche Wange des Jünglings, sie beschwor die Diener, daß sie die Art seines Todes niemanden entdecken möchten, sie versprach ihnen immerdauernde Versorgung, wenn sie ihrer Bitte achten würden, und sie gelobten strenges Stillschweigen.

Jeder der Schloßbewohner glaubte, daß man den Jüngling todt im Walde gefunden habe, und da sein Gesicht noch nicht entstellt, seine Wangen mehr bleich als blau waren, so glaubte dieß auch der herbey eilende Wundarzt, irrte nicht, wenn er ihn als einen jäh erstickten oder vom Schlage getroffenen Menschen behandelte. Als er kurz nachher die Adern desselben öffnete, und noch Blut floß, da gewährte er der harrenden Amalie Hoffnung, und Zeichen des nahenden Lebens machten diese bald zur frohen Gewißheit. Reine, echte Freude glänzte zum ersten Mahle wieder auf ihren Wangen, färbte diese hochroth, als man ihr meldete, daß der Jüngling wieder athmete, und die Augen öffne. Vater und Mutter theilten diese Freude redlich mit ihr,

und sahen es gerne, daß ihr Kind auf so schöne Art an dem Unbekannten wieder vergolten habe, was er ohne Lohn an ihr übte.

Noch hatte der Unglückliche kein Wort gesprochen, als der Wundarzt Amaliens Bitten nachgab, und sie vor sein Bett treten ließ; sie wünschte absichtlich mit ihm einige Worte allein sprechen zu können, und hatte sich deßwegen aus dem Zimmer ihrer Aeltern weggeschlichen. Des Jünglings Auge starrte, als sie eintrat, wild und unruhig umher, es blieb an ihr hangen, und staunte sie an. Amalie trat zu ihm, und bog sich mitleidig auf ihn herab. Thränen sammelten sich in ihren Augenwinkeln, er wollte sprechen, und vermochte es nicht.

Amalie (seine Hand ergreifend, und wahrscheinlich auch drückend.) Seyn und bleiben Sie ruhig! Verschmähen sie nicht die Hülfe der dankenden Freundinn. Kann es Sie beruhigen, so schwöre ich Ihnen auf meine Ehre, daß niemand weiß, wie ich Sie fand und rettete.

Der Jüngling (schwach.) Sie? Sie retteten mich?

Amalie. War's nicht Pflicht, nicht Schuldigkeit? Nicht Wiedervergeltung? O Grausamer, du thatest mir weh, sehr weh, daß du mir so hartnäckig jeden Dank rauben wolltest.

Der Jüngling (sehr gerührt.) Ich — ich muß danken — — Und diese Schonung meiner Ehre — —

Thränen rollten über seine bleichen Wangen,

er deutete mit dem Finger darauf, um Amalien zu überzeugen, daß diese Opfer seines Dankes wären. Der Wundarzt nahete sich jetzt, und bath dringend um Entfernung, weil heftige Gemüthsbewegung dem Kranken äußerst schädlich sey.

Amalie wich diesem Bewegsgrunde willig, und sah mit Vergnügen, als sie an der Thür rückblickte, daß das Auge des Jünglings ihr dankbar folge. Sie hatte wahrgenommen, daß dem Kranken reine Wäsche mangle, sie sandte solche sogleich durch ihre Diener, und ordnete diese zu seinen Wärtern und Wächtern, damit nicht neuer Anfall der Verzweiflung ihre Hülfe vernichte. Froh ging sie am Abende schlafen, fröhliche Bilder der Zukunft umgaukelten sie träumend, weil Wundarzt und Diener sie versicherten, daß alle Gefahr schwinde, und der Kranke mit gutem Appetite die Suppe genossen habe, welche sie ihm sandte. Noch fröhlicher erwachte sie, und kleidete sich mit schneller Eile an, als man ihr am Morgen meldete, daß der Fremde in ihrem Vorzimmer harre, sie zu sprechen verlange. Er trat bald hernach auf ihr Geheiß ein, sie zitterte ihm entgegen, und reichte ihm ihre Rechte.

Der Jüngling (diese küssend.) Mein Fräulein, ich komme ihnen zu danken — —

Amalie. Nicht auch den schon längst schuldigen Dank abzuhohlen? Ich verwahrte ihn tief in meinem Herzen, er ward mir oft zur schweren Last. Ich hoffe, daß sie ihn nicht verschmähen, mich davon befreyen werden.

Der Jüngling. Was that ich, das des herrlichen Dankes würdig wäre? Ich rettete ihr Leben, aber sie, mein Fräulein, retteten Leben und Seele. Schon beym nahenden Tode wird's heller! Es gibt eine Ewigkeit, einen Belohner des Guten und Bösen! Ich bin nun überzeugt, will dulden und leiden, so lange er's fordert: daß ich's vermag, danke ich Ihnen mit dem gerührtesten Herzen. Leben Sie wohl! Er sah die edle That, er nur allein kann sie belohnen, ich traue auf ihn, er wird's gewiß thun!

Amalie (zitternd und bebend.) Wie, Sie wollen uns wieder verlassen? — — (Langsam.) Mich verlassen?

Der Jüngling. Muß ich nicht! Ich habe die ganze Nacht nach Aussicht und Hülfe gerungen; ich fand nur eine mögliche. Sonst verachtete sie mein stolzes Herz, jetzt will und muß ich sie ergreifen. Ich hoffe, daß irgend ein mitleidiger Officier mich als einen Soldaten annehmen, und mir diesen harten Stand durch menschliche Behandlung erleichtern wird. Ich muß eilen, ihn auszuführen, damit nicht zu frühe Reue ihn vernichtet, und mich aufs neue zur Verzweiflung reitzt.

Amalie. Nein! Nein! — — Gott bewahre! Sie bleiben bey mir, bey meinen Aeltern, werden ihr Sohn, und mein — — (sie stockt) und mein Bruder, mein Gesellschafter. (Der Jüngling schüttelt mit dem Kopfe.) Sie müssen bleiben, und soll-

te ich kniend Sie bitten! Werden, können sie dann mich verlassen?

Der Jüngling. O Gott! Wie selig würde ich mich in Ihrer Gesellschaft dünken! Wie angenehm würden meine Tage dahin schwinden, aber bald würde auch schwarze Verleumdung — — O daß ich's als Kind gestehen muß! — — Verleumdung eines Vaters mich diesem seligen Glücke entreissen, und dann wäre ich ja noch unglücklicher, müßte ein Raub der Verzweiflung werden. Drum ist's Pflicht, daß ich scheide, da es noch möglich ist. Das Unglück hat mich zu seinem Lieblinge erwählt, bisher suchte es mich emsig, ob ich ihm gleich zu entgehen suchte, jetzt will ich es suchen, und sehen, ob es mich auf ewig fesseln, oder den Anblick des Duldenden fliehen wird.

Amalie. Wenn bloß die Sorge, daß irgend eine Verleumdung den lebhaften Dank in meinem und meiner Aeltern Herzen mindern könne, sie zu solch einem Schritte verleitet, so schwöre ich Ihnen bey Gott dem Allmächtigen, daß dieß nie geschehen wird, nie geschehen kann, so sollen meine Aeltern sogleich in Ihrer Gegenwart meinen Schwur wiederhohlen. (Sie wollte gehen, der Jüngling hielt sie zurück.)

Der Jüngling. Ich bin schon überzeugt.

Amalie (freudenvoll.) Und bleiben?

Der Jüngling. Und bleibe, weil meine Retterinn es fordert.

Amalie. Und nehmen aus der Hand des Va-

ters, der Mutter und der Schwester jede Hülfe, jede Unterstützung an, die sie nöthig haben.

Der Jüngling (mit sich kämpfend.) Verzeihen, vergeben Sie, aber es kostet mich Mühe, den unbändigen Stolz zu dämpfen, der das einzige Erbtheil meines Vaters ist. Ja, ich nehme alles an, womit Ihre unverdiente Güte einen Unglücklichen beschenken will. — —

Amalie. Nur zu belohnen wünscht.

Sie führte nun den Unbekannten ins Zimmer ihrer Aeltern, und sah mit Vergnügen zu, wie diese, von wahrer Dankbarkeit beseelt, ihm gleiche Anträge machten, mit edler Großmuth ihre Neugierde bekämpften, nicht nach der Ursache seines Unglückes forschten, sondern es nur durch das Versprechen aller möglichen Hülfe zu lindern suchten. Der Jüngling erkannte ihre edle Behandlung mit innigem Danke, und gelobte, nicht allein zu bleiben, sondern sich auch ganz der Leitung des guten Alten zu überlassen, der sich's mehr als ein Mahl von ihm ausbath, daß er ihn Vater nennen möge. Kommen Sie, lieber Sohn, sprach er endlich zum gerührten Jünglinge, ich muß mit ihnen in meinem Cabinette allein sprechen. Mit glühender Wange und weinendem Auge kehrte endlich der Jüngling zur harrenden Amalie zurück, und gestand ihr auf einem Spatziergange im Garten, daß der gute Vater ihn mit einer vollen Geldbörse beschenkt, und von ihm verlangt habe, daß er morgen nach der nahen Stadt reisen, sich dort seinem Stande gemäß equipiren solle.

Amalie. Sie kehren doch aber so bald als möglich zurück?

Der Jüngling. Gott, im Himmel! Sie können fragen? Wär's nicht der Wille des neuen, allzu gütigen Vaters, der's mit vollem Rechte erkennt, daß man die Menschen nur nach den Kleidern beurtheilt, ich würde nicht von der Sonne weichen, die mich jetzt so huldvoll anlächelt, in deren Strahlen ich mich nie zu wärmen hoffte.

Amalie (lächelnd.) Nun wohl, ich will sehen: Ob der neue Bruder die Schwester auch wirklich zärtlich liebt? Ihre frühere oder allzu lange verzögerte Ankunft wird's entscheiden.

Der Jüngling. Dann bin ich morgen wieder hier.

Amalie. Diese Eile würde die Absicht des Vaters und den Endzweck Ihrer Reise vernichten. Warten Sie, ich will's berechnen! Wenn Sie kein Geld sparen, und dieß haben Sie wahrlich nicht nöthig, so können Sie in acht, längstens zehn Tagen wieder hier seyn. (Scherzend.) Ja, ja, lieber Bruder Wilhelm, in zehn Tagen erwartet dich deine Schwester mit Sehnsucht, und wird an deiner Liebe zweifeln, wenn du später wiederkehrst.

Der Jüngling (etwas unruhig.) Sie nannten mich Wilhelm? Woher wissen Sie es, daß ich mich so nenne?

Amalie (etwas verwirrt.) Warum soll ich's läugnen? Als Sie mich aus den Klauen des wüthenden Hundes retteten, fand ein Bauer Ihre Schreib=

tafel im Graben. Daß ich sie begierig durchblätterte, wenigstens den Nahmen meines Retters darin zu finden hoffte, muß ich Ihnen frey gestehen. Sie war seit langer Zeit das einzige, aber gewiß theure Andenken, welches ich von ihnen besaß, jetzt will ich es ihnen gerne zurück geben, da sie versprochen haben, mich nicht mehr zu verlassen.

Wilhelm. So wenig diese Schreibtafel auch enthielt, so sehe ich doch ein, daß Sie durch ihren Besitz mein unglückliches, äußerst trauriges Schicksal beynahe ganz kennen lernten. Wie ich sehe, so habe ich dadurch in Ihren Augen nichts verloren, es ist daher Pflicht, Ihnen alles aufrichtig zu erzählen, damit mir nicht verleumderische Zungen rauben, was Ihr gütiges Herz mir bisher in so vollem Maße schenkte.

Ich bin der einzige Sohn eines Edelmanns in B —, ich nenne mich Wilhelm von L —. Meine Mutter — — Ach ihr früher Tod war die ganze Ursache meines Unglücks! — — Meine Mutter liebte mich zärtlich, und erzog mich sorgfältig, sie vermochte wenig über das rohe, oft wilde Herz meines Vaters, aber manches Mahl gelang es ihr doch, mit ihren sanften Vorstellungen Eingang zu finden, und dann benutzte sie solche redlich, um mein Glück zu fördern. Mein Vater hatte nicht die geringste Erziehung erhalten, er konnte nur reiten, jagen, trinken, und mit vieler Mühe seinen Nahmen unterschreiben, er achtete es daher gar nicht für nöthig, mir eine bessere Erziehung zu gewähren. Nur durch

Jahre langes und unermüdetes Bitten vermochte es meine Mutter über ihn, daß ich nach der Hauptstadt in eine ritterliche Akademie gesandt, und dort erzogen ward. Ich war der guten Mutter einzige Freude und Vergnügen, sie hatte nicht aus Liebe, sondern aus Zwang geheirathet, und doch entsagte sie willig aller ihrer Freude, um mich nur vor den Mißhandlungen des oft grausamen Vaters zu retten, und einen bessern, thätigern Mann aus mir zu bilden.

Anfangs mußte ich sie jedes Jahr, wenn die Schul-Ferien eintraten, besuchen; als aber mein Vater mich einige Mahle barbarisch prügelte, weil ich auf der Jagd einen Fuchs gefehlt, ein Mahl gar aus Versehen eine Hirschkuh geschossen hatte, so entsagte sie auch diesem Vergnügen, und ließ mich nicht mehr heim hohlen.

Wie ich endlich meine Studien vollendet hatte, und nun Dienste des Staats suchen wollte, auch wirklich schon gegründete Hoffnung dazu hatte, da sandte mir meine Mutter einen Eilbothen, und befahl mir, so schnell als möglich aufs väterliche Schloß rückzukehren, weil der Vater wüthe und tobe, sie zu ermorden und mich zu enterben drohe, wenn ich seine Ahnen und Familie so schimpflich entehren, ein elender Federheld, ein kriechender Hofschranze werden wollte. Als ich dem Befehle der guten Mutter getreu, daheim anlangte, stand sie weinend am Fenster, und hob ihre Hände bittend in die Höhe; mein Vater empfing mich mit tiefem

Ernste an der Thür, und führte mich stillschweigend in sein Cabinett. Auf dem Tische lagen zwey Pistolen, er nahm sie unter den Arm, und sah mich lange mit finsterem Blicke an. Bist, sprach er endlich, eine wahre Zuckerpuppe geworden! Wie das alles gepudert, geschnerkelt und gedrechselt ist! Wie's wittert, als ob Bisamkatzen hier nisteten! Schwören wollte ich einen hohen Eid, und meine Seligkeit rein erhalten, daß du nicht mein Sohn seyst, wenn dir nicht der liebe Gott aus Erbarmen eine Nase ins Gesicht gepflanzt hätte, welche die verdammten Städter doch nicht verhunzen konnten, die der meinigen noch immer ähnlich sieht. Du hast mir neulich geschrieben, so hat mir wenigstens deine saubere Mutter vorgelesen, daß du fest entschlossen seyst, Dinte zu lecken, Federn zu käuen, und mit gleißnerischen Worten den Obrigkeiten ihre Rechte zu schmälern, die einst ihre Vorfahren mit Muth und Blut theuer erkauften, ich kann unmöglich glauben, daß mein Blut so ganz ausarten sollte, und habe dich herberufen, um deine Meinung zu hören, und dir meinen Willen zu verkündigen.

Ich kannte den wüthenden Jähzorn meines Vaters aus früherer Erfahrung, ich sah ein, daß er fürchterlich wüthen, mich sicher vernichten würde, wenn ich auch nur mit Gründen seine einmahl gefaßte Meinung widerlegen wollte, ich gestand ihm daher offen, daß ich Staatsdienste für meine Bestimmung gehalten hätte, weil er mich studieren ließe, daß ich aber Stolz genug von ihm geerbt hätte, mit

Freu-

Freuden jedem Dienste zu entsagen, wenn er es nicht ausdrücklich fordere. Nein! nein! rief er hastig aus, und warf die Pistolen weg, ich fordere es nicht! Du bist doch mein Sohn! Sieh, wärst du hartnäckig auf deinem verdammten Vorsatze bestanden, ich hätte dir, so wahr Gott lebt, eine Kugel durch den Kopf gejagt; jetzt umarme ich dich aber als meinen Sohn, werde dich immer als solchen erkennen, wenn du fortfährst, meinen Willen zu beobachten. Laß es gehen, Wilhelm, fuhr er fort, die verdammten Städtler haben dich zwar ganz verhunzt, aber ich wills über mich nehmen, noch aus dir einen braven Kerl zu machen, hast du das verdammte Geschmiere und Gekritzle begreifen lernen, so wird dir's auch nicht schwer werden, dich in ritterlichen Thaten zu üben, die schon in deinem Blute keimen müssen, wenn's rein und echt auf dich kam.

Er erlaubte mir nun, meine Mutter zu besuchen, die mich weinend umarmte, und mir zärtlich dankte, daß ich mich so willig der wilden Laune meines Vaters gefügt hatte. Er war bey Tische munter und fröhlich, als ich in einem grünen Jagdrocke erschien, und nannte mich zum ersten Mahle seinen lieben Sohn, als ich Nachmittags seinen wildesten Hengst auf der Reitbahn glücklich umher tummelte. Das ist, rief er dann immer aus, die würdige Beschäftigung eines Cavaliers, und nicht das elende Federgeschmiere, welches jeder bürgerliche Schlucker nachahmen kann, weil eine Feder einen Pfennig, ein solcher Hengst aber hundert Ducaten kostet. Ich

mußte täglich mit ihm auf die Jagd gehen, und da ich nach Monathsfrist so glücklich war, einen Hirsch zu erlegen, den er selbst im Schusse gefehlt hatte, so war seine Freude größer, als wenn ich Vice-König des Landes geworden wäre.

Am Abende nach dieser in seinen Augen so wichtigen Heldenthat, erklärte er mich würdig und fähig, seinen Nahmen auf die Nachwelt fortzupflanzen. Suche dir, sprach er zu mir, ein Mädchen, das dir behagt, du mußt binnen Monathsfrist heirathen. Für deinen und deines Weibes Unterhalt will ich sorgen, und euch beyde standesmäßig erhalten; nur fordere ich, daß sie wenigstens sechzehn Ahnen zähle, und nicht die Tochter eines Federhelden, sondern eines echten Ritters sey. Dieß sind meine einzigen Bedingungen, übrigens hast du freye Wahl in der Nachbarschaft rings umher, mußt aber binnen Monathsfrist enden, sonst wähle ich, und dann bleibt nur blinder Gehorsam dein Loos! — — Da ich den Starrsinn meines Vaters nur allzu gut kannte, zuverlässig wußte, daß seinen einmahl gefaßten Entschluß kein Zufall vernichten konnte, so hielt ich am andern Morgen Rath mit meiner Mutter. Mein Herz kannte noch nicht die Fesseln der Liebe, mein Auge hatte wohl manches Mädchen schön gefunden, aber mein Herz noch keins geliebt, ich hoffte daher mit Grunde, daß sie mich leiten, mit dem besten und tugendhaftesten Mädchen der Gegend bekannt machen würde.

Die theure, mir ewig unvergeßliche Mutter

vergoß Thränen der Freude, als sie meine Bitte hörte, sie hatte schon oft in den angenehmen Stunden der Einsamkeit, in welchen sie ungehindert träumen und wünschen konnte, mir eine Gattinn auserkohren, sie versprach mich heute noch mit ihr bekannt zu machen, und fuhr mit mir in die nahe Nachbarschaft, wo ein alter Edelmann hauste, welcher Ahnen genug, Geld aber um so weniger hatte, überdieß kein Federheld, sondern ein echter Jäger und Ritter war. Meine Mutter hatte mir schon unter Weges erzählt, daß sie die jüngste seiner Töchter für mich bestimmt habe, weil sie fein gefällig, duldsam, und das Ebenbild ihrer Mutter sey, die sich auch nach der wilden Laune und dem harten Starrsinne ihres Mannes fügen müsse, der guten Tage nur wenige zähle. Wir wurden äußerst freundlich empfangen; schon der bloße Gedanke, daß der reiche Erbe unter seinen Töchtern eine Gattinn wählen könne, machte den rauhen Alten gefällig und freundlich. Ich sah und sprach die jüngste seiner Töchter, ihre angenehme Gestalt, noch mehr aber ihre Anmuth und gefälliges Wesen fesselten sogleich mein freyes Herz. Möglich, daß die Eile, mit welcher mein Vater eine Gattinn von mir forderte, und die Furcht, daß ich keine schönere und bessere finden könnte, mich sogleich bestimmte. Genug, ich reiste äußerst verliebt von dannen, und nahm die süße Hoffnung mit mir, daß auch ich geliebt würde.

Amalie (hoch erröthend.) Das war schneller, als ich's dachte.

Wilhelm (tief seufzend.) Ja wohl, mein Fräulein, ja wohl! und vielleicht eben darum auch so unglücklich! — — Um des Vaters Gunst ferner zu erhalten, entdeckte ich ihm sogleich alles, und er war mit meiner Wahl vollkommen zufrieden. Ob ich gleich, sprach er, das Mädchen nicht kenne, so kenne ich doch Vater und Mutter, ich habe an diesen nichts auszustellen, du an jener nichts, auf diese Art sind alle Theile zufrieden. Freylich ist sie arm, wird außer ihrer Person wenig ins Haus bringen, aber dieß ist mir nicht unangenehm, so können doch die Leute nicht ein Mahl sagen, daß mein Sohn durch eine Frau reich ward; wie sie's oft von mir schwätzten, weil deine Mutter ein Paar elende tausend Thaler von ihren Aeltern zur Mitgift erhielt.

Nach seinem Verlangen reiste ich am andern Morgen wieder zu meiner Geliebten, bath sie zu uns zu Tische, und führte sie meinem Vater entgegen, als er von der Jagd zurück kehrte. Er empfing sie außerordentlich freundlich, nannte sie schön und liebenswürdig, streichelte ihre Wange und küßte ihre Stirn, sie mußte bey Tische an seiner Seite sitzen, er sprach nur mit ihr, und ward ganz entzückt, als die Holde aus Liebe zu mir sich außerordentlich mühte, seinen Beyfall zu erhalten. Von dieser Zeit an war sie oft in unserm Hause, der Bund unsrer Liebe ward daher täglich fester und inniger. Mein Vater hatte der Hochzeit wegen schon ein Mahl Abrede mit ihren Aeltern genommen, jetzt schien er sie absichtlich

durch kahle Ausreden zu verzögern, obgleich meine Geliebte ihm immer theuerer und schätzbarer zu werden schien, sogar manches mit einem Worte von ihm erhalten konnte, was wir oft vergebens von ihm zu erflehen suchten.

Schon lange hatte Abzehrung, die Folge des vielen Grams und Kummers, am Leben meiner Mutter genagt, immer kränkelte sie, war wenige Tage gesund, jetzt da der Herbst sich nahte, begann ihr Leiden stärker, schien nach der Versicherung des Arztes bald ganz enden zu wollen. Mein Vater fand in der Krankheit der guten Mutter neuen Stoff zur Verzögerung der sehnlich gewünschten Hochzeit. Obgleich die Kranke ihn oft versicherte, daß ihr die Gewißheit meines Glückes Labsal in ihrem Leiden, Beruhigung in ihrem Tode seyn würde, so bestand der Vater doch hartnäckig auf seiner Weigerung, und behauptete, daß der Sohn, wenn die Mutter auf dem Krankenlager schmachte, nicht Feste der Freude feyern könne. Wir mußten diesen edlen Bewegsgrund ehren, und den Ausgang geduldig erwarten.

Zu meinem Troste war meine Geliebte die meiste Zeit auf unserm Schlosse, und pflegte meine gute Mutter, die vielleicht um meinetwillen sich am liebsten von ihr die Arzeney reichen, und das Kopfküssen rücken ließ. Ich war dann immer im Zimmer der Kranken gegenwärtig, und genoß die Freude, mich im Blicke meiner Verlobten zu sonnen. Aber mein jetzt wieder äußerst mürrischer Vater gönn=

te mir dieß Glück nicht lange, ich mußte stets mit ihm auf die Jagd ziehen, oft im Walde noch länger unter mancherley Vorwand weilen, wenn er zu Hause der Ruhe genoß. Daher kam's, daß ich selbst in der Sterbestunde meiner Mutter nicht zugegen war, erst heim kehrte, als sie schon vollendet hatte. Meine Geliebte brachte mir weinend ihren Segen, aber er haftete nicht, mit ihr ward meine Freude, mein Glück, meine Ruhe zu Grabe getragen.

Der Mutter Tod war nun wirklich ein echtes Hinderniß meiner Verbindung geworden. Die Verlobte konnte nicht länger in unserm Schlosse weilen, sie schied ahndend und äußerst traurig von mir, ich durfte sie nicht begleiten, weil nach der Versicherung meines Vaters kein Platz im Wagen sey, und er sie selbst heim führte; ich durfte sie nicht besuchen, weil es sich nach seinem Ausspruche, nicht zieme, daß der trauernde Sohn geckenmäßig auf verliebten Spatziergängen umher irre. Ihre Briefe waren daher mein einziger Trost, ihr größtes Vergnügen, die meinigen.

Schon hatte ich einen langen Monden, ohne sie zu sehen und zu sprechen, durchschmachtet, als mein Vater mich in sein Cabinett berief. Ich habe, sprach er kalt und ernst zu mir, die Sache reiflicher und besser überlegt, ich finde, daß deine Heirath unnöthig sey, offenbar zur Hinderung deines Glückes zu früh beginnen würde. Deiner Mutter Tod hat Veränderungen hervor gebracht, die ich nicht voraus sah, ich werde vielleicht selbst noch ein Mahl

heirathen, kann mehrere Kinder bekommen, und dieß verursacht dann eine andere Einrichtung, die nur die Zukunft entscheiden kann. Bis dahin wirst du wohl thun, wenn du in die Stadt zurück kehrst, sie ohne meine ausdrückliche Erlaubniß nicht verläßt, und dich um einen Dienst bewirbst, der dich in den Stand setzt, eine Frau aus eigenem Vermögen zu ernähren. — —

Vergebens mühte ich mich, ihm durch eigene, vorher geäußerte Gründe zu widerlegen, er gestand offen, daß er sich geirrt habe, nun allzu gut einsehe, daß der Adel nicht entehrt werde, wenn er dem Staate diene. Vergebens suchte ich ihm zu beweisen, daß jetzt Entsagung der Heirath unmöglich sey, ihm und mir zum Nachtheile und Schimpfe gereichen werde, er versprach alles auf sich zu nehmen, alles ohne diesen zu enden. Und damit du's nur weißt, fuhr er rasch auf, dein Mädchen gefällt mir selbst, ich werde sie ehestens heirathen, bin mit dem Vater schon richtig, in drey Wochen ist die Hochzeit. Wollte dirs zwar verhehlen, um dir die kleine Kränkung zu ersparen, weil du mich aber zwingst, so sage ich dir lieber jetzt, was du am Ende doch erfahren mußt. Du siehst jetzt ein, daß deine Gegenwart dir und meiner Braut nicht viel Vergnügen gewähren wird, drum folge meinem Rathe, und kehre nach der Stadt zurück.

Ich will, und vermags nicht, ihnen meine Empfindung zu schildern, ich stand niedergedonnert und angeheftet am Boden, das glänzende Licht, welches

mir so lange schon in der Ferne leuchtete, jeden meiner Schritte leitete, war verloschen, ich tappte im Finstern, wagte keinen Schritt vorwärts. Ohne Gefühl und ohne Weigerung duldete ichs, wie mein Vater mich unter dem Arme ergriff, nach dem Wagen schleppte, und mit mir zur Stadt fuhr. Nur dunkle Erinnerung dieser schrecklichen Reise ruht noch in meinem Gedächtnisse, Plane zur Flucht, zur schnellen Entführung beschäftigten meine Einbildungskraft, und hielten mich aufrecht. Ich sah ruhig zu, wie der hartherzige Vater mancherley Stoff zu Frauenkleidern einkaufte, und murrte nicht, wenn er mich wohl gar fragte: Ob diese oder jene Farbe seiner Braut gut stehen werde?

Wie er abreiste, wollte auch ich mit dem festen Vorsatze, ihm die Beute zu entreissen, nachfolgen; aber mein Körper unterlag, ein hitziges Fieber ergriff mich in der folgenden Nacht, ich konnte erst nach drey langen Wochen wieder anhaltend denken, nach einem Monathe erst mein Lager verlassen. Die Hoffnung, daß meine Geliebte wacker kämpfen, nicht des Vaters Hand annehmen würde, stärkte mich, und gab mir die verlornen Kräfte wieder. Fremde Wärter, die gleichgültig in mein Leiden blickten, keine meiner Fragen beantworten konnten, saßen mir bis dahin zur Seite, ich entließ sie, und eilte, so schnell es die wohlbelohnten Postknechte vermochten, nach meiner Heimath.

Um des Vaters Zorn nicht zu reitzen, und mich vor seinen Blicken besser verbergen zu können, stieg

ich bey einem Jäger in der Nachbarschaft ab. Er bewillkommte mich mitleidig, und entdeckte mir endlich unverhohlen, daß meine Ankunft zu spät erfolgt, meine theuere Caroline schon seit einer Woche mit meinem Vater auf ewig verbunden sey. Ich tobte, rasete, sank in Ohnmacht, erwachte wieder und rang vergebens nach Hülfe. Beseelt mit dem wüthenden Muthe der Verzweiflung, eilte ich gerade aufs väterliche Schloß, stürmte unaufhaltsam nach ihrem Zimmer, in welchem ich sie nach der Versicherung einer mitleidigen Magd finden sollte. Die arme Leidende saß am Flügel, spielte traurig ein rasches Jagdlied, mein Vater stand gelehnt an ihrem Stuhle, und horchte mit Wohlgefallen zu. Mein fester Tritt weckte sie und ihn empor, Caroline erkannte mich, sprang eilend auf, und sank weinend in meine Arme.

Was ich in diesem schrecklichen Augenblicke dachte, sagte und that, weiß ich selbst nicht; er rauschte gleich einem jähen Gewittersturme vorüber. Ein Schuß, das Sausen einer nahen Kugel weckte mich zur Empfindung empor. Mein Vater, der indeß seine Pistolen gehohlt hatte, wollte eben die zweyte auf mich abdrücken, als Caroline in seine Arme sank, und es verhinderte. Wie sie ihn besänftigte, wenigstens am Kindermord hinderte, kann ich ebenfalls nicht sagen, nur so viel erinnere ich mich noch, daß er mir Verzeihung zusicherte, wenn ich mich sogleich entfernen würde. Was seine Drohung gewiß nicht vermocht hätte, vermochte ihre Bitte, ich ging

oder wankte vielmehr willig von dannen, und durchwachte die qualvolle Nacht bey dem Jäger, bey welchem ich vorher Einkehr genommen hatte.

Schon am andern Morgen erhielt ich die tröstende Nachricht von ihr, daß mein Vater nicht mehr zürne, daß sie sogar gegründete Hoffnung habe, er werde mir vergönnen, im Schlosse wie ehe zu wohnen, ihr durch meine Gegenwart den unerträglichen Kummer zu versüßen. Ohne zu bedenken, daß dieses Hülfsmittel mir und ihr in der Folge gleich stark schädlich seyn müsse, hoffte ich mit ihr, und erhielt noch am nähmlichen Tage von ihr den Zettel, welchen sie in meiner Schreibtafel gefunden und gelesen haben. Mein Vater liebte sie heftig, er konnte nicht ihren Bitten, noch weniger ihren Thränen widerstehen, sie hatte daher durch mancherley Scheingründe, vorzüglich aber durch erstere, die Einwilligung zu meiner Rückkehr erhalten. Nur machte er's, als ich, ihrer Einladung getreu, wirklich rückkehrte, zur unverletzlichen Bedingung, daß wir uns nie, als nur in seiner Gegenwart, sehen und sprechen sollten. Wir gelobtens, aber wir hielten es nicht.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich ihnen alle die Kunstgriffe erzählen wollte, die wir täglich anwandten, um uns nur eine Minute lang allein zu sehen und zu sprechen. Nicht Versicherung der ehemahls so zärtlichen Liebe, sondern Klagen über unser Unglück, Ringen und Sehnen nach echter Hülfe und Trost waren dann der Inhalt unserer

Gespräche. Ich und sie sahen zu gut ein, daß Liebe nicht mehr möglich, im Gegentheile höchst sträflich sey, und ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß ich keinen Kuß forderte, sie keinen gewährte.

Einen vollen Monath hatten wir so qualvoll durchlebt, als mein Vater in die Nachbarschaft auf eine Jagd geladen wurde. Wider seine Gewohnheit nahm er mich nicht mit sich, erneuerte aber, als er schied, sein Verboth mit strengem Ernste. Dieser Warnung ungeachtet fanden wir uns doch im nahen Lustwäldchen, wo uns eine dunkle Laube Sicherheit zu gewähren schien. Eben wollte ich mir von ihr erzählen lassen, wie's möglich war, daß sie mir untreu werden, daß sie meinen Vater ehelichen konnte, als er wüthend in die Laube stürzte, mich bey den Haaren ergriff, und sinnlos auf der Erde umher schleppte. Wie ich erwachte, stand ein Jäger bey mir, welcher mir im Nahmen des Vaters kund machte, daß ich ein Kind des Todes seyn, das Leben meiner jetzigen Mutter selbst in Gefahr setzen würde, wenn ich es je wagte, mich dem väterlichen Schlosse wieder zu nahen.

Ich taumelte fort, irrte drey Tage durch in Wäldern umher, aß und trank nicht, hoffte auf diese Art mein Leben und das unerträgliche Leiden zu enden. Da ich ohne andern Endzweck umher wandelte, hatte ich mich dem Schlosse meines Vaters binnen dieser Zeit oft genähert, einige seiner Jäger waren mir sogar begegnet: ich erhielt am dritten Tage durch einen derselben den Zettel, welchen

sie ebenfalls in meiner Schreibtafel fanden. Durch diese erfuhr ich zugleich, daß mein Vater die unglückliche Caroline noch am nähmlichen Abende nach einem unbekannten Orte fortgeführt habe, erst heute ohne sie zurück gekehrt sey. Diese Nachricht, die mehrere bestätigten, nicht die Drohung des unnatürlichen Vaters, bewog mich, eine Gegend zu verlassen, in welcher ich nahmenloses Elend, unnennbaren Schmerz geduldet, der frohen, seligen Augenblicke nur wenige genossen hatte. Nicht Absicht, nur Ungefähr führte mich zu dem Jäger, bey dem ich abgestiegen war, auch dieses nur, nicht jene war Ursache, daß ich nach meinem Koffer fragte. Schmerz und Wuth ergriff mich aufs neue, als mir der Jäger durch Zeugen bewies, daß mein Vater alle meine Sachen selbst abgehohlt hätte. Zur gänzlichen Ueberzeugung reichte er mir einen Zettel, auf welchem ungefähr folgende Worte geschrieben standen: Alles, was du, ungerathener Sohn, bisher besaßest, war ein Geschenk deines Vaters, er nimmts zurück, weil du dich des Nahmens eines Sohnes unwürdig gemacht hast, er läßt dir nur so viel, als einem Bettler, wie du in der Zukunft seyn wirst, nöthig ist. Willst du seinen letzten Rath achten, so werde Soldat; Preußen und Oesterreich rüsten sich jetzt gegen einander; wo du hingehst, wirst du eine Kugel finden, die dein Lohn seyn wird, wenn du es je wieder wagst, dich meinem Angesichte zu nähern, oder mich Vater zu nennen. — — Dieß schreckliche Todesurtheil eines Vaters war jetzt, nebst einem

kleinen Bündel Wäsche, den mir der Jäger übergab, mein ganzer Reichthum. Ich irrte damit planlos umher, ruhte in Wäldern und Felsenhöhlen, floh und haßte die Menschen, suchte sie nur dann, wenn der Hunger mehr als mein innerer Schmerz an mir nagte.

Das Schicksal führte mich endlich in Ihre Gegend. — — Sie forderten aufrichtige Erzählung meines Leidens, Sie müssen es mir daher vergeben, wenn ich aufrichtig spreche, es dem elenden Bettler nicht verargen, wenn auch er schön findet, was doch nur eines Königs würdig ist.

Amalie (verwirrt, aber mit sichtbarem Vergnügen.) O nein! sprechen Sie ohne Rückhalt; daß ich innigen Antheil an ihrem Leiden nahm, und immer nehmen werde, beweisen ihnen meine Thränen.

Wilhelm. Lohne es Ihnen der Ewige, kein Sterblicher vermags nicht, ists wenigstens nicht würdig. — — Am Tage zuvor, ehe der wüthende Hund Sie verfolgte, sah ich Sie zum ersten Mahle. Die ganze, prachtvolle Natur, die am schönsten ist, wenn sie zur Vollkommenheit reift, hatte bisher nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht, aber das Meisterstück der Schöpfung vermochte es um so stärker. Ich sahs, und das kummervolle Bild meiner ehemahligen Verlobten, meiner jetzigen Mutter, schwand aus meinen Augen, beschäftigte nicht mehr meine Einbildungskraft, ich sah nur das holde, mitleidige Mädchen, das sich des armen gefallenen Knaben erbarmte, und mit so sichtbarem Vergnügen über die

kleine, aber doch edle That bey mir vorüber ging. Ich genoß die Wonne, Sie aus einer nahen Gefahr zu retten. Das Bild, wie Sie mir so innig und gefühlvoll dankten, blieb fest vor meiner Seele stehen, aber noch fester die Ueberzeugung, daß ein solcher Engel den elendesten und unglücklichsten der Sterblichen nur gleichgültig anblicken könne.

Amalie (hingerissen vom innern Gefühle.) O wie ungerecht, wie unbillig!

Wilhelm. Dieß war die Ursache, daß ich lieber forteilte, als ichs noch vermochte, nicht zurück kehrte, um vielleicht, ich gesteh's offen, die Erniedrigung dulden zu müssen, daß man mir eine kleine That mit einigem Gelde belohnen werde. Aber die Begierde, Sie noch öfter zu sehen, und in geheim bewundern zu können, ließ mich doch nicht aus dieser Gegend wandern, trieb mich immer zurück, und glücklich dünkte ich mich dann, wenn ich Sie nur sah; ruhte sanft auf Laub oder Stein, wenn Ihr Bild vor mir stand und mich anlächelte. Zum ersten Mahle fühlte ich meine Armuth tief, zum ersten Mahle preßte sie mir eine bittere Thräne aus, als ich Sie nach der kleinen Insel hinüber schiffen sah, ein unwiderstehlicher Trieb mich Ihnen nachzog, ich überschiffen wollte, und vergebens in allen Taschen einige Groschen suchte, um die Schiffer zu bezahlen. Ich kann die Empfindungen, die mich durchströmten, nicht schildern, der nahende Sturm stimmte so ganz damit, und hielt mich aufrecht. Ich war so glücklich, Sie wieder zu retten,

es schien, als Sie endlich die Augen öffneten, als ob Sie mich nicht mehr kannten, sich nicht mehr meiner erinnerten; das Gefühl meines Elends, meiner Unwürdigkeit ergriff mich aufs neue, ich eilte fort, und sank entkräftet in einer Höhle nieder, in welcher ich schon oft geruhet hatte. Mit Tagesanbruch wanderte ich fort, wollte nach dem Rathe des Vaters die mitleidige Kugel suchen. Verzweiflung hatte schon lange mit mir gekämpft, jetzt begann sie mich zu überwinden, weil ich über einen Monath lang entfernt von derjenigen, deren Anblick allein mir noch Trost gewähren konnte, umher irrte. Ich beschloß, das Ende meines Lebens selbst zu suchen, es nicht erst durch Sclaverey zu erkaufen. Nur ein Mahl wollte ich Sie noch in der Ferne sehen, und dann sterben; ich kam am vorigen Tage im Walde an, erfuhr durch einen Holzhauer, daß Sie tödtlich krank wären. Da nun auch der einzige Wunsch meines Herzens vernichtet war, so ward endlich der lange Vorsatz zur unglücklichen That. Das Gefühl des Todes war schrecklich, ich würde ewig unglücklich seyn, wenn Sie mich nicht gerettet hätten.

Der Jüngling schwieg, Amalie wollte sprechen, ihm wenigstens für sein Zutrauen danken, und mit der angenehmern Zukunft trösten, aber sie vermochte es nicht, denn seine Erzählung hatte Sturm in ihrem Busen erregt. Ihr liebendes Herz hatte schreckliche Qualen geduldet, als er ihr erzählte, daß er schon verlobt sey, und die Verlobte auch als

Mutter noch liebe, sie nicht vergessen könne; es hatte neue Hoffnung geschöpft und Wonne gefühlt, als der Jüngling so offen bekannte, daß ihr Anblick der Verlobten Bild aus seinem Herzen verdrängt habe, und sie nun unumschränkt darin herrsche, aber sein nahmenloses Leiden heischte auch Mitleid, sie zollte es mit häufigen Thränen, sie konnte aber nicht sprechen, ergriff seine Hand, und drückte sie mit Stärke.

Feuriger glänzte jetzt das matte Auge des Jünglings, angenehme Röthe färbte seine Wangen, als er sah und fühlte, daß er nicht verachtet würde, er küßte die wohlthätige Hand mit Inbrunst, er drückte sie an sein klopfendes Herz, und der Bund der Liebe ward stillschweigend geschlossen. Noch hatten ihn freylich nicht Worte bekräftigt, nicht Schwüre versiegelt, aber er war doch fest und dauerhaft. Kehren Sie nur bald zurück! flüsterte am Ende Amalie, und wischte sich die Thränen aus den Augen, weil ein Diener nahte, der ihnen verkündigte, daß das Mittagsmahl bereitet sey.

Wie dieß geendet war, meldete ein anderer Diener, daß der Wagen, welcher Wilhelmen nach der Stadt führen sollte, angespannt sey. Sein Auge suchte Amalien, ein Blick der Liebe stärkte, und versicherte ihn, daß man ihn sehnlich zurück erwarten werde. Er nahm dankbaren Abschied von allen, und eilte vorwärts.

Amaliens Aeltern sprachen nun offener und freyer, jedes entdeckte seine Meinung über den frem-

den

den Jüngling. Die gutherzige Mutter war voll von Lobsprüchen über sein gefälliges und sittsames Betragen, sie glaubte überzeugt zu seyn, daß sicher unverdiente Unglücksfälle den Aermsten bisher so unfreundlich verfolgt hätten. Strenger und nicht so billig urtheilte der Vater, auch er rühmte des Jünglings höfliche und edle Lebensart, aber er glaubte auch fest, daß nicht unverdientes Unglück, sondern weit wahrscheinlicher jugendliche Fehler, Verführung und Leichtsinn ihn in dieß Unglück gestürzt hätten, und nun planlos in der Irre umher jagten. Wenn er wiederkehrt, fügte der Vater hinzu, will ich offen mit ihm sprechen, sein zerrüttetes Glück wieder herstellen, und ihn mit seinen Aeltern, die freylich nicht ohne Ursache mit ihm zürnen werden, auszusöhnen suchen. Er hat das Leben meines einzigen Kindes zwey Mahl gerettet, er verdient diesen Lohn vollkommen, und wird jetzt vorsichtiger handeln, da Unglück ihn weiser gemacht hat.

Amalien that's weh, ihren Liebling so verkannt zu sehen, sie vertheidigte der Mutter Meinung, als aber der Vater die seinige hartnäckig behauptete, so erzählte sie ihm zum Beweise ihrer Meinung die ganze Geschichte des unglücklichen Jünglings. Der Vater schien nun zu ihrem größten Vergnügen vollkommen überzeugt. Wenns wirklich so ist, dann hat der Aermste, sprach er mit Thränen im Auge, schrecklich geduldet, dann verdient er, daß ich sein Vater werde und ewig bleibe!

Amaliens Herz ward durch diese Versicherung

geöffnet, sie ließ es dem gerührten Alten nicht undeutlich merken, daß sie es gerne sehen würde, wenn er ihn durch unauflösliche Bande an sich fessele, und gab ihm sogar Winke, wie er diese am besten knüpfen könne. Der Vater schwieg, schützte am andern Morgen dringende Geschäfte vor, und reiste ab, ohne daß Amalie erfahren hatte: Wohin er reisen würde? Wenn sie bey der Mutter nach der Ursache dieser schnellen Reise forschte, lächelte diese geheimnißvoll, versicherte sie aber zugleich, daß kein Unglück diese schnelle Abreise verursacht habe. Amalie suchte zwar oft im Stillen die Ursache derselben zu ergründen, als aber die Zeit nahte, daß Wilhelm zurück kehren sollte, da vergaß sie des Vaters, gedachte nur der Wonne, die ihrer harrte.

Ohne es wirklich zu wollen, ging sie am zehnten Tage nach Wilhelms Abreise spatzieren, ohne es zu wissen, wandelte sie auf der Straße nach der Stadt, schauderte wonnevoll aus tiefen Gedanken empor, als ein Wagen vorüber rollte, und Wilhelm ihr aus diesem entgegen sprang. Der Willkommsgruß war innig und herzlich, der Abend so reitzend und schön, ein Fußsteig krümmte sich durch die Wiesen, führte durchs Lustwäldchen nach dem Schlosse, sie wählten diesen, und ließen den Wagen fortfahren.

Wilhelms Gestalt hatte sich um vieles verändert, sein verwirrtes Haar war jetzt kunstvoll und doch kunstlos gelockt, seinen schlanken Körper machte ein wohlgeformtes Kleid noch schlanker. Luft und

frohe Hoffnung hatte seine Wangen hoch geröthet, seine Augen mit Kraft und Feuer gefüllt. Sie wallten nahe am Orte vorüber, wo Amalie den Verzweifelnden rettete. O damahls war's schrecklich! Damahls war's ganz anders! rief er aus, und sank vor Amaliens Füßen nieder. Sie wollte ihn aufheben, und vermochte es nicht, sie ruhte auf seinen Schultern, duldete Küsse des Dankenden, erwiederte sie am Ende, und gestand ihm in abgebrochenen, aber deutlichen Worten, daß sie ihn schon lange gränzenlos liebe. Er dankte aufs feurigste und zärtlichste, Freudenthränen benetzten ihre Hand, und waren der Beweis, daß er spreche, wie sein Herz denke.

Schon ging die Sonne unter, als sie das Wäldchen verließen, sie schlichen langsam nach dem Schlosse, und doch schienen sie ihrem Gefühle nach zu schweben, die ganze Natur tanzte im bunten Gewühle vor ihren Augen, alles schien zu lachen, zu scherzen und Theil zu nehmen an der Wonne, die ihr Herz empfand. Mit besorgter Miene kam ihnen die Mutter entgegen, und weckte sie aus der glücklichen Schwärmerey. Hätte mich nicht der Kutscher versichert, sprach sie im Tone des sanften Vorwurfs zu Amalien, daß dein Retter dein Begleiter sey, ich würde über dein langes Außenbleiben Todesangst gefühlt haben. — —

Amalie wollte sich entschuldigen, aber eben ihre Entschuldigungen bewiesen der erfahrenern Mutter deutlich, daß ihr Kind liebe. Die Blicke, welche

beym Abendmahle immer auf Wilhelmen gerichtet waren, und beschämt zur Erde sanken, wenn der Mutter Auge ihnen begegnete, überzeugten sie vollends. Als die Diener das Zimmer verlassen hatten, ergriff die Mutter der Tochter Hand und lächelte.

Amalie. Theuere Mutter! Wie soll ich dieß geheimnißvolle Lächeln deuten?

Die Mutter. Wie du willst, nur nicht ungerecht. Du wünschest schon längst zu wissen: wohin dein Vater gereist sey? Jetzt will ich dir's entdecken: Er will dein Glück vermehren!

Amalie (verwunderungsvoll.) Mein Glück?

Die Mutter. Dieß (mit einem bedeutenden Blick auf Wilhelmen) scheint freylich keiner Vermehrung fähig, aber ich hoffe doch ganz gewiß, daß der gute Vater dir viele Freude zurück bringen wird.

Amalie. Ich verstehe Sie immer weniger.

Die Mutter. Sollst es bald vollkommen. Ich versprach freylich zu schweigen, aber die Gelegenheit ist zu schön, ich muß zum ersten Mahle in meinem Leben beweisen, daß ein Weib nicht zu schweigen versteht. Die Erzählung, welche du uns neulich von deines Retters unglücklichem Schicksale machtest, traf deines Vaters Herz mit Macht. Er beschloß, ihm seine edle Thaten zu lohnen, ihn mit seinem Vater auszusöhnen, oder diesem wenigstens zu sagen, daß er ihm Vater werden wolle, wenns der echte wirklich zu seyn aufhörte.

Wilhelm (erschrocken.) O dann unternahm

er eine Unmöglichkeit. Gott, ich fürchte nun alles, fürchte mit Recht, daß des unnatürlichen Vaters Jähzorn den großmüthigen Vermittler auch gegen den unschuldigen Sohn erbittern wird.

Die Mutter. Sorgen Sie nicht! Er reiste mit dem festen Vorsatze ab, alles mit Gelassenheit zu ertragen, sich vorzüglich von der Wahrheit ganz zu überzeugen, um dann ungehindert an Ihrem Glücke zu arbeiten.

Wilhelm. Dieß wird meines Vaters Verleumdungskunst vollkommen vernichten. Ha! daß ich nur hoffen, nur wähnen konnte: Ich würde, ich könne einst noch glücklich seyn!

Die Mutter. Ruhig, lieber Sohn, ruhig! Sie kennen das Herz meines Gatten nicht. Sein Vorsatz ist, nicht Verleumdung, nur unwiderlegbare Beweise könnten ihn vernichten, und diese wird Ihr Vater gewiß nicht liefern. Morgen kann er wieder zurück kehren, bis dahin harren Sie geduldig, und glauben indeß fest, daß er, daß ichs redlich mit Ihnen meine.

Wilhelm dankte für ihre gütige Meinung, aber sein unruhiger, trauriger Blick bewies deutlich, daß er neues Unglück ahnde. Vergebens suchte ihn Amaliens Blick zu ermuntern, vergebens flüsterte sie ihm zu, daß keine Verleumdung ihre innige Liebe zu ihm schwächen könne, er schied traurig und blickte seufzend gen Himmel.

Amalie saß schon am andern Morgen lange allein in der Gartenlaube; es war zwar ein unfreundlicher,

nebelvoller Herbsttag, aber sie hatte ihrem Wilhelm auf dem gestrigen Spatziergange erzählt, daß sie jeden Morgen diese Laube besuche, sie hoffte, verstanden zu werden, und harrte jetzt vergebens. Eben wollte sie mißvergnügt ins Schloß zurück kehren, als ein Bauer sie im Garten suchte, und ihr einen kleinen Zettel überreichte. Ein fremder Herr, sprach er, gab mir ihn diesen Morgen, und bath mich sehr, Ihnen solchen allein zu überreichen. Als er fortging, öffnete ihn Amalie ahndungsvoll und schaudernd.

„Mein unerbittliches Schicksal,“ stand mit Bleystift darauf geschrieben, „zwingt mich zur neuen Flucht. Sie wird mir beynahe unmöglich, centnerschwer hängts an meinen Füßen, aber ich muß fliehen, wenn ich nicht ganz unglücklich werden will. Erfährt mein grimmiger Vater meinen Aufenthalt, so ist schmähliches Gefängniß mein unverdientes Loos! O daß ich nicht ganz aufrichtig mit Ihnen sprach, Sie nicht wenigstens bath, meine unglückliche Geschichte ihren Aeltern zu verschweigen; aber es ist geschehen, und ich muß fliehen. Ich war einige Augenblicke gränzenlos glücklich, um mein künftiges, immer dauerndes Unglück recht lebhaft fühlen zu können. Sicher wird mein Vater heute mit dem Ihrigen auf dem Schlosse anlangen, hören Sie nicht zu, wenn er mir fluchen, glauben Sie nicht, was er erzählen, behaupten und zu beweisen suchen wird. Das Ungeheuer, welches mich verfolgt, ist mein Vater, ich fürchtete, zu viel zu verlieren,

wenn ich Ihnen alles erzählte, Sie würden mit Grunde besorgt haben, daß der Sohn eines solchen Bösewichts nicht redlich denken könne. Noch einmahl! Glauben Sie nicht, was selbst die bestochenen Richter glauben, die mich gleich ihm verfolgen. Sollte es aber doch möglich seyn, daß die Verleumdung in Ihrem Herzen Eingang fände, so bitte, flehe und beschwöre ich Sie, daß Sie mich wenigstens bedauern, und fest überzeugt bleiben, daß Sie immer und ewig mit der größten Zärtlichkeit verehren, bis zum letzten Athemzuge anbethen wird, der Unglücklichste unter den Sterblichen,

Wilhelm L — —."

Amalie lehnte sich zitternd an den Stamm einer Linde, sie liebte zum ersten Mahle, liebte heiß und zärtlich, hatte sich unendliche Wonne und Freude im Arme des Geliebten geträumt, sah sie jetzt mit einem Mahle schwinden, Kummer und Schmerz sich nahen. Hätte sie in diesem Augenblicke die Straße gekannt, auf welcher ihr Geliebter wandelte, sie würde Vater und Mutter verlassen, Unglück und Elend willig mit ihm getheilt haben. So groß, so unumschränkt ist die Macht der Liebe, wenn einmahl das Herz sich ihr geöffnet, die Vernunft ihr die Zügel überlassen hat! Darum, liebes Mädchen, hüthe dich, zu lieben, ehe du überzeugt bist: ob du ohne Hinderniß lieben kannst? Denn bist du einmahl hingesunken in die Arme des Geliebten, hast du geküßt seinen Mund, gehört seine Schwüre, so rettet dich nichts mehr, du bist fest an ihn gekettet, sinkst und

fällst mit ihm in den Abgrund, den eigne That oder der Vorsehung Wille zu seinen Füßen öffnete.

Lange staunte noch Amalie in die Ferne, suchte ihren Wilhelm und fand ihn nicht, alles war wüste und öde um sie her, der Nebel sank, die Sonne lachte freundlich auf sie herab, aber sie fühlte ihre wohlthätige Wärme nicht, Fieberkälte durchzitterte ihr Herz, und verbreitete sich durch ihren ganzen Körper, ihre Zähne klapperten, und entpreßten dem starrenden Auge eine Thräne des bittern Kummers. Sie suchte Trost, fand ihn nirgends, und eilte in die Arme ihrer Mutter. Mit verwirrtem und traurigem Blicke kam ihr diese schon am Eingange des Gartens entgegen, auch sie hatte einen Brief in ihrer Hand, ihre Miene, mit welcher sie ihn oft ansah, bewies deutlich, daß er die Ursache ihres Kummers enthalte.

Amalie (weinend und schluchzend.) Hat er auch Abschied von Ihnen genommen?

Die Mutter. Wer? liebes Kind, wer?

Amalie. Mein Wilhelm.

Die Mutter. Wo ist er? Wo treffe ich ihn?

Amalie (kann aus Uebermaß des schmerzhaften Gefühls nicht sprechen, und deutet mit der Hand in die Ferne.)

Die Mutter. So ist er fort? So bestätigt er wirklich die Nachricht, welche ich eben durch deinen Vater erhielt?

Amalie. Nachricht? Welche Nachricht?

Die Mutter (führt sie nach dem Garten zu-

rück, den Brief öffnend.) Höre und staune mit mir:

„Theures Weib! Gib dem unglücklichen Jünglinge, der unserm einzigen Kinde zwey Mahl das Leben rettete, den Beutel mit Gold, welchen du rechts in meiner Schatulle findest, rathe ihm zur schnellen, eiligen Flucht aus unserm Lande, aus Deutschlands Gränzen. Ich bin ihm das Leben meines Kindes schuldig, ich halte es für Pflicht, das seinige zu retten, ohne zu überlegen: ob ich recht handle, wenn ich einen überwiesenen Mörder den Armen der suchenden Gerechtigkeit entreisse? Ich wollte sein Glück gründen, und hab's ohne Verschulden ganz vernichtet. Er schmachtete schon zwey Monden lang im Gefängnisse, er ist durch Zeugen überwiesen, daß er mit seiner Stiefmutter im vertrauten Umgange lebte, mit ihr zwey Mahl den Vater zu vergiften suchte, ihn ein Mahl wirklich vergiftete. Nur die Kunst der Aerzte hat ihn vom Tode errettet, dem er jetzt langsam und abzehrend entgegen schmachtet. Die Gehülfinn seiner schwarzen That, seine Stiefmutter, hat schon durch des Henkers Schwert ihr Leben geendet, über den Flüchtling ist das schreckliche Urtheil des Rades schon ausgesprochen. Ich konnte und durfte es nicht hindern, daß der mit vollem Rechte Rache heischende Vater seinen Aufenthalt den Gerichten entdeckte, die ihn morgen schon bey euch suchen werden. Ich verzögere aus Absicht meine Rückkehr, damit mir nicht Verantwortung über seine Flucht werde. Ich sende euch meinen Bedien-

ten in geheim mit dieser Nachricht voraus. Sollte der Unglückliche noch in der Stadt seyn, wohin ich ihn sandte, so schickt diesen Bedienten, der von allem unterrichtet ist, ihm mit dem Golde nach, damit er sich rette, und in der Ferne eine That bereue, die ihn in aller Menschen Augen verhaßt macht, die Gott ihm nur allein vergeben kann. Bey aller Angst, die ich hier am Bette des ergrimmten Vaters dulde, danke ich doch Gott, daß ich vorher prüfte, ehe ich beschloß, und ungeachtet du es widerriethest, nicht blindlings glaubte. Gott, was würde aus dir und mir, aus meinem armen Kinde geworden seyn, wenn ich es mit einem Vatermörder verbunden hätte! Lies Amalien diesen Brief vor, ich zweifle nicht, daß sein Inhalt mächtig genug seyn werde, die Liebe zu ihm zu tilgen, welche ich schon in ihrem dankbaren Herzen empor keimen sah."

Aber der Brief war's nicht vermögend! Amalie trauerte tief und innig, weil sie mehr ihres Wilhelms, als des Vaters Worten glaubte, und die schreckliche Erzählung für eine Verleumdung des harten und ergrimmten Vaters achtete. Sie sprach mit der Mutter laut darüber, als der andere Tag verfloß, und die Gerichte nicht erschienen; sie beweinte noch immer den entflohenen Geliebten, als endlich der Vater zurückkehrte, ihr durch umständliche Erzählung die Wahrheit seines Briefes so deutlich bewies, daß sie nur im Verborgenen noch um ihn trauern, ihn nur in ihrem Herzen entschuldigen konnte. Sie

schien es gleichgültig zu achten, als endlich die Gerichte, welche erst der Formalität wegen durch die Landesregierung ersucht werden mußten, wirklich nach ihm forschten, und genau untersuchten: ob niemand durch frühe Warnung sich zu seinem Mitschuldigen gemacht habe?

Amalie nannte von dieser Zeit an den Nahmen ihres Retters nicht mehr, aber ihre Lebhaftigkeit, ihre Theilnahme an allen ländlichen Geschäften ging ganz verloren, sie saß am liebsten auf ihrem Zimmer, sie bath dringend, sie den Winter über nicht nach der Stadt zu führen, und sah es nicht gerne, wenn ihre Aeltern sie in ihrer Einsamkeit störten, oder gar Gesellschaft in ihr Zimmer führten. Der Frühling begann, Vater und Mutter hofften, daß der Alleserfreuende auch ihrer Tochter Herz erfreuen werde, aber ihre Erwartung ward durch den Erfolg getäuscht, Amalie trauerte noch immer in ihrem Zimmer, als die Veilchen lieblich dufteten, und ihre schönen Aprikosenbäume schon verblüht hatten. Sie gab zwar oft den sanften Ermahnungen des Vaters nach, ging mit ihm im Garten, und über Feld spatzieren, aber sie staunte immer gedankenvoll in die Ferne, und trat gefühllos die Pflanzen zu Boden, welche sie sonst so emsig gepflegt hatte.

Möglich, daß Gram über das innere Leiden seines Kindes des Vaters Tage verkürzte, er starb im folgenden Herbste an einem Nervenfieber, nachdem er zuvor seine Tochter dringend gebethen hatte, ihre Tage mit mehr Freude zu genießen. Sein Tod

machte tiefen Eindruck auf Amaliens Herz, und vermehrte ihre Trauer um ein Großes. Wenigstens konnte und durfte es ihr niemand verdenken, wenn sie unter diesem Vorwande noch einsamer lebte, ihr Zimmer äußerst selten verließ. Ihre Mutter trauerte selbst aufs innigste über den Verlust ihres geliebten Gatten, und säh's gerne, wenn ihr Kind mit ihr klagte und weinte; aber sie erschrak auch herzlich, als ihr der besuchende Arzt die gewisse Vermuthung entdeckte, daß schleichende Abzehrung am Leben ihrer Tochter nage, und sie nothwendig im nahenden Frühjahre die Wasser zu Spaa trinken müsse, wenn das Uebel nicht unheilbar werden solle.

Da fieberhafte Anfälle die Mutter verhinderten, Amalien zur bestimmten Zeit selbst zu begleiten, so vertraute sie solche einer alten Muhme, die eines Pfarrers Witwe war, und von Amalien immer vorzüglich geliebt wurde. Amalie hatte sich lange geweigert, die Reise zu unternehmen, und lächelte sanft, wenn der Arzt ihr die Gefahr größer schilderte, als sie selbst war. Sie würde seinen Rath nicht befolgt haben, wenn nicht die Mutter ausdrücklichen Gehorsam gefordert, und sie versichert hätte, daß längere Weigerung sie äußerst kränken werde.

Amalie blieb sich auf der Reise immer gleich, nahm an nichts Antheil, bezeugte keine Freude über die schöne Gegend, welche sie durchreiste, und trank schon einige Wochen ohne Erfolg den Brunnen, als sie einst nach der Versicherung der alten Muhme äußerst lustig und munter von da in ihre Wohnung

zurück kam. Sie ist jetzt, schrieb bald darauf die frohe Alte der Mutter, ganz ein anderes Mädchen geworden, putzt sich wieder, geht den ganzen Tag spatzieren, ist bey allen Freudenfesten und Pikniken gegenwärtig, und kommt oft spät in der Nacht vom Tanze nach Hause.

Die gute Mutter wurde durch diese Nachricht sehr getröstet, sie dankte dem Arzte für seinen guten Rath, und lobte die kräftige Wirkung des Wassers; aber ihr Dank und Lob dauerte nicht lange, verwandelte sich in unheilbaren, tiefen Jammer, als die Muhme ohne Amalien zurück kehrte, der staunenden Mutter die schreckliche Nachricht brachte, daß ihre Tochter wahrscheinlich mit einem Geliebten aus Spaa entflohen sey, all' ihr Geld und Kostbarkeiten mit sich genommen, ihr nur so viel gelassen habe, als zur Rückreise nöthig war. Zur Bestätigung ihrer Erzählung zeigte sie der jammernden Mutter einen Zettel von Amaliens Hand geschrieben, welchen sie auf ihrem Nachttische gefunden hatte.

„Eilen Sie," stand darauf geschrieben, „nach Hause, und trösten Sie meine arme Mutter mit der Versicherung, daß mich zwar mein unvermeidliches Schicksal wahrscheinlich auf ewig von ihr trennt, daß ich aber den Schritt freywillig wage, ihn nie zu bereuen, gegründete Hoffnung habe. Sie soll bald Nachricht von mir erhalten, ich zweifle dann nicht, daß sie mir mein väterliches Erbe nicht vorenthalten wird, damit ich in den Armen eines redlichen Mannes, um deßwillen ich eine so gute Mutter verließ,

ruhig und zufrieden leben kann. Theure Mutter, trauern Sie nicht, wenn Sie dieß lesen, bedenken Sie, daß Ihre Tochter daheim verwelkt wäre, und jetzt in der Ferne herrlich blühen, Ihnen jederzeit Nachricht von ihrem Befinden geben, und nie aufhören wird, Sie um den mütterlichen Segen zu bitten.“

Dieß war aller Trost, alle Hoffnung, an welche sich durch einen langen Monath die klagende Mutter halten konnte. Die redliche, aber auch mit der großen Welt ganz unbekannte Pfarrerswitwe konnte keine ihrer Fragen beantworten, ihr in dem Labyrinthe von Zweifel und Ahndung gar keinen Weg zeigen. Sie war immer hübsch daheim gesessen, hatte Arndts Paradies-Gärtlein durchblättert, indeß Amalie ungehinderte Freyheit genoß, ihren Plan zu entwerfen und auszuführen.

Nach Monathsfrist ward der Leidenden der erste Trost, sie erhielte einen Brief von ihrer Tochter. Diese bath sie des gewagten Schrittes wegen innig und rührend um Vergebung, schilderte ihr aber die Liebe zu einem der edelsten Männer so groß, und ihr künftiges Glück in seinen Armen so reitzend, daß die gute Mutter willig verzieh, und zum ersten Mahle wieder fröhlicher athmete. Noch, schrieb Amalie am Ende, kann ich Ihnen den Nahmen desjenigen, dessen Liebe mich so gränzenlos glücklich macht, nicht nennen, aber bald sollen Sie alles erfahren. Indeß bitte ich Sie, mir von meinem väterlichen Erbe fünf tausend Thaler nach Lübeck, an Wechsler R — zu übersenden, welcher

bereits den Auftrag hat, es weiter zu schicken. Verzeihen Sie mir diese Vorsicht, Sie ist zu meinem Glücke nöthig. Dieß würden Sie übrigens um ein Großes befördern, wenn Sie alle Capitalien, die mir mein Vater hinterließ, indeß aufkündigten, damit ich solche zur Zeit erhalten, und in dem Lande anlegen kann, wo ich künftig leben werde.

Die getröstete Mutter achtete es nicht für nöthig, den Rath weiter blickender Freunde zu hören, sie sandte die geforderte Summe nach Lübeck, versprach in einem Briefe, alles zu erfüllen, was ihr geliebtes Kind fordere, zur Vermehrung ihres Glückes heische, und beschwor nur am Ende ihre Tochter, ihr wenigstens doch noch ein Mahl in ihrem Leben die Wonne zu gönnen, sie zu umarmen, und zu segnen.

Hoffend und fürchtend verstrichen nun einige Monathe ohne weitere Nachricht. Die aufs neue leidende Mutter wandte sich deßwegen an den Wechsler R — zu Lübeck. Er berichtete ihr, daß er das Geld richtig erhalten, es laut Ordre an einen jungen, schönen, aber ganz unbekannten —schen Officier ausgezahlt habe, und sonst nichts berichten könne.

Neun Monathe verflossen ohne Trost; das Leiden der duldenden Mutter mehrte sich, nagte an ihrem Leben, und vernichtete es ganz, als die Blätter wieder zu sprossen begannen. Sie starb ohne Trost, ohne Nachricht: wie es ihrem einzigen Kinde gehe? Ob es noch hienieden walle, oder ihrer

dort schon harre? Die Gerichte nahmen das große und ansehnliche Vermögen in Empfang, verwalten es noch, weil erst jetzt die nächsten Anverwandten solches zu fordern beginnen.

Lange blieb diesen Amaliens Schicksal unerforschlich, erst durch ungefähren Zufall erfuhren sie es seit kurzem, und setzen mich in Stand, ihre weitere Geschichte zu erzählen: Amalie trank, wie ich schon erwähnt habe, das Wasser zu Spaa aus Gehorsam, vergaß es oft zu trinken, wenn sie sich aus dem Getümmel, welches den Brunnen umgab, los riß, und in der schönen Wildniß umher irrte. Die ganze Gegend stimmte dann so ganz mit ihrem Gefühle, mit ihrer Melancholie, die Herz und Seele füllte. Wenn ich ihn nur noch einmahl sehen, und mit der Versicherung trösten könnte, daß ich ihn noch liebe! rief sie dann immer aus, und suchte ihn vergebens unter den Lustwandelnden, welche hier und da in Gruppen gelagert saßen, dort wieder einzeln auf den Bergen umher kletterten.

An einem schönen Morgen saß sie eben mit diesem Gedanken auf einem Abhange, als sie dicht unter sich einen Jüngling erblickte, welcher, in einen Capot-Rock gehüllt, nachdenkend da saß, und ein offenes Buch in der Hand hielt. Seine Physiognomie erinnerte sie lebhaft an ihren Wilhelm, es ward leicht in ihrem Herzen, licht in ihrer Seele, sie zitterte ahndend bey ihm vorüber. Der Jüngling sprang erschrocken empor, sank langsam zurück, und rief freudig aus: Sie ist's! Er ist's! antwor-

tete Amalie, und sank in seine Arme. Der Bund der Liebe ward erneuert, und durch Küsse des frohen Willkommens gefeyert.

Schon waren alle Brunnengäste nach der Stadt zurück gekehrt, als Wilhelm und Amalie noch immer am Abhange saßen, sich ihr Leiden, ihr Schicksal erzählten. Wilhelm bewies, daß schändliche Verleumdung und ungegründete Eifersucht des Vaters ihn so schrecklich verfolgt habe. Wahr ist alles, was ich Ihnen, sprach er, schon ehedem erzählte, nur verschwieg ich's, daß der Vater meine unglückliche Mutter sogleich nach dem Gefängnisse schleppte, und mich, da ich seinem Grimme entflohen war, rastlos suchte, endlich im Walde fand und gleich der Mutter den Gerichten überlieferte. Staunend stand ich und sie, als die Gerichte Bekenntniß der schändlichen Thaten von uns forderten, die wir nie geübt, nie beschlossen hatten. Vergebens riefen wir Gott zum Zeugen und Schützer an, als rachsüchtige Buben, die mein Vater im Dienste hatte, wider uns auftraten und beschworen, was wir nie gethan hatten. Wahrscheinlich schreckte sie mein drohender Blick, denn erst später erfuhr ich, daß sie mich weniger als meine Stiefmutter beschuldigt hatten, die Unglückliche wurde zur Folter, und als sie aus Schmerz auf dieser alles bekannte, was die Richter heischten, zum Tode verurtheilt. Ein Brief, den sie in ihrer letzten Stunde an meine Familie schrieb, und worin sie ihre und meine Unschuld mit den kräftigsten Worten vertheidigte, rettete mich

nach der Hand aus dem Gefängnisse, meine Freunde bestachen, von meiner Unschuld überzeugt, den Kerkermeister, und entrissen mich der blinden Rachsucht des immer noch tobenden Vaters.

Amalie glaubte und trauete Wilhelms Worten, denn sie liebte und versicherte ihn, daß er durch die treue Erzählung seines unglücklichen Schicksals in ihrem Herzen nichts verloren, vielmehr alles gewonnen habe. Sie forschte emsig nach der Erzählung seines weitern Schicksals.

Als ich Sie so schnell verlassen mußte, erzählte er weiter, da kämpfte die Verzweiflung aufs neue mit mir, ich würde ganz gewiß geendet haben, wenn der Gedanke: Ein Engel liebt dich! mich nicht gestärket, mir nicht die Möglichkeit, ihn noch ein Mahl wieder zu sehen, zum neuen Ziele ausgesteckt hätte. Ich irrte zwar trostlos, aber doch nach Rettung umher blickend vorwärts, ich dünkte mich nirgends sicher vor der grausen Rache meines Vaters, ich schiffte übers Meer und kam nach —. Dort fand ich unvermuthet Freunde, die sich meines Elends erbarmten, ich ward der Monarchinn vorgestellt, und sie ernannte mich zum Hauptmanne eines Regiments, das sie eben errichtet hatte. Um nicht einst auch hier entdeckt und verfolgt zu werden, gab ich mir den Nahmen einer Familie, mit der ich nahe verwandt bin, und ich hätte nun zufrieden und glücklich leben können, wenn nicht die sehnsuchtsvollste Liebe an meinem kleinsten Vergnügen genagt, mich bald unfähig gemacht hätte, je mehr eines derselben

zu genießen. Ueberall sah ich Ihr Bild, überall ruhten Sie in meinen Armen, und wenn ich Sie dann fest an mein Herz drücken wollte, da schwanden Sie, und ließen mir Sehnsucht, Kummer und Trauer zurück.

Amalie. Ging's mir besser?

Wilhelm. Als ich hoffnungslos auf dem Krankenlager schmachtete, mit Sehnsucht das Ende meiner Leiden erwartete, da traten meine neuen Freunde zu mir, und forderten, daß ich nach dem Rathe des Arztes den Brunnen zu Spaa trinken sollte. Vergebens schützte ich die Kosten und den Mangel an Gelde vor, sie halfen dem letztern auf der Stelle ab, und ich mußte aus Dankbarkeit ihrer Bitte Gewährung zusichern. Ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs reiste ich ab, die angenehme Reise erheiterte mich ein wenig, und weckte in mir die Lust zum fernern Leben und Dulden. Der Arzt hatte mir vorzüglich Zerstreuung angerathen, ich suchte sie emsig, als ich zu Spaa anlangte, und hoffte sie im Spiele zu finden. Möglich, daß Betrieger mit mir spielten, noch möglicher aber, daß meine geringe Aufmerksamkeit die Ursache meines Unglücks war, ich verlor in einem Tage mein ganzes Geld, rettete nur etwas Weniges zur fernern Zehrung, zur Rückreise nichts. Eben saß ich hier, rang nach Mitteln, wie ich der neuen Verlegenheit ausweichen könne, suchte mit gierigem Auge einen Retter — —

Amalie (ihm ins Wort fallend.) Und fan-

dest ihn in mir. Armer Wilhelm, Kummer und Mangel soll dich nimmer kränken, wenn du die Hülfe deiner Amalie nicht verschmähst, sie würdigst, deine echte Freundinn zu seyn.

Wilhelm widersprach, nahm aber endlich doch das Gold, welches sie ihm mit dem größten Vergnügen reichte. Schon auf dem Spatziergange des Nachmittags ward über die Mittel, wie sie sich in Zukunft ungestört lieben könnten, mancherley geredet. Wilhelm bewies durch unumstößliche Gründe, daß er ihr ohne Gefahr seines Lebens nicht folgen könne, aber doch folgen würde, wenn sie sich von ihm trennte. Amalie erkannte durch diesen Entschluß die Größe seiner Liebe, und versprach ihm zu folgen, da er's nicht vermöge.

Die Liebenden sahen sich nun täglich, fast stündlich, und wenn die alte Muhme fest glaubte, daß die ihr anvertraute Tochter auf diesem oder jenem Balle in Züchten und Ehren tanze, so schlich diese, verführt durch heißes Flehen und Bitten, mit ihrem Wilhelm nach seiner einsamen Wohnung, schmachtete in seinen Armen, gewährte und genoß die Früchte der Liebe. Möglich, daß sie schon in diesen gefahrvollen Stunden die heiligen Lehren der Mutter vergaß, die angenehme Stimme der Verführung hörte, und dem Geliebten gewährte, was der Gatte nur fordern soll; möglich, daß eben diese That sie so eng und fest an ihn kettete, einer der vorzüglichsten Bewegsgründe war, daß sie die Mutter verließ, und mit ihm nach einem fremden Lande flüchtete.

Genug, daß sie dieß that, und nach Monathsfrist mit ihrem Wilhelm im Hafen zu — landete. Da er ihr schon vorher erklärt hatte, daß zur Heirath eines Officiers der Wille der Monarchinn erfordert würde, da er hinzu fügte, daß sie solchen nie gewähre, wenn die Braut nicht eigenes Vermögen beweisen könne, so hatte sie schon von Lübeck aus an ihre Mutter geschrieben, und Wilhelm hatte selbst den Wechsler bestimmt, welchem das Geld geschickt werden sollte. Amalie duldete es überdieß aus oben angeführten Gründen willig, daß ihr Geliebter bis zu erhaltener Erlaubniß für sie im abgelegensten Theile der großen Stadt eine Wohnung miethete, und war zufrieden, wenn er sie nur oft besuchte, und ihr einige Stunden des Tages widmete. Ein neuer, wichtiger Grund, bald Wilhelms Gattinn zu werden, äußerte sich kurz nachher deutlich. Amalie fühlte sich schwanger, und bath ihren Wilhelm dringend, sie vor der nahen Schande zu retten, sich in Gottes und der Menschen Gegenwart als Vater des werdenden Kindes zu bekennen.

Diesen gerechten Wunsch zu erfüllen, nahm Wilhelm Urlaub, reiste nach Lübeck, um dort das Geld erheben, und dann ungehindert der Monarchinn Erlaubniß fordern zu können. Amalie schied ungerne von ihm, nur der Gedanke, daß die Reise der Frucht ihrer Liebe schaden könne, bewog sie, ihn ruhig daheim zu erwarten, sonst hätte sie nichts abgehalten, mit ihm zu reisen. Seine Briefe, welche sie immer richtig erhielt, trösteten sie Anfangs,

waren aber bald der Stoff zu großem Kummer, als er ihr berichtete, daß er zwar das Geld richtig erhoben, aber wegen gefahrvollen Winden und üblem Wetter die Rückreise zu Lande unternehmen müsse.

Erst nach langen drey Monathen kehrte er in ihre Arme zurück, fand sie jammernd und weinend. Ihre Hausfrau, welche sie freylich nur für die Maitresse eines Officiers nahm, aber doch wegen ihres sanften, stillen Charakters und ihrer eingezogenen Lebensart eine Art von Hochachtung gegen sie fühlte, hatte in Wilhelms Abwesenheit Bekanntschaft mit ihr gemacht, und einige Wochen vor seiner Ankunft sie oft laut und stark bedauert. Da Amalie nach der Ursache dieses sonst nie geäußerten Mitleids forschte, so gestand ihr jene, daß sie vollen Grund dazu zu haben glaube. Soll ich Sie nicht bedauern, sprach sie, Sie sitzen den ganzen Tag daheim, hoffen und harren auf die Ankunft ihres Geliebten, und wähnen nicht, daß er vielleicht nie die Stadt verlassen, Sie wahrscheinlich in den Armen einer andern vergessen hat.

Amalie. Gott, das wäre schrecklich.

Die Hausfrau. Schrecklich oder nicht schrecklich, aber wahr bleibts doch. Schon vor fünf Tagen sah ich ihn auf dem Parade-Platze stehen, und heute, als ich vom Markte zurück kehrte, fuhr er mit einem schön geputzten Frauenzimmer in einem offenen Wagen bey mir vorüber. Sein freundlicher Blick, mit welchem er seine Gefährtinn ansah, die lächelnde Miene, mit welcher sie seine Erzählung anhörte,

schien mir Beweis genug, daß ihre Bekanntschaft nicht erst heute begonnen habe.

Daß diese Schreckenspost tiefen Eindruck auf Amalien machte, schrecklichen Jammer über die folgenden Tage und Nächte verbreitete, wird jedes fühlende Herz leicht einsehen, wenn es sich in ihre Lage versetzt, nur einige Minuten das tödtende Gefühl zu empfinden sucht: Du gabst ihm alles! Du bist schwanger und nun von ihm verachtet, verlassen! Ein Brief, welcher indeß von — datirt anlangte, der Amalien sichere Hoffnung machte, daß der Verfasser in einigen Tagen gewiß nachfolgen würde, verhinderte es noch, daß die selbstmörderischen Gedanken, welche anhaltend mit ihr kämpften, nicht zum Vorsatze wurden.

Eben, als Wilhelm anlangte, hatte die allzu geschäftige Hausfrau ihr aufs neue erzählt, daß er in einem öffentlichen Garten mit dem Frauenzimmer spatzieren gegangen sey, daß sie ihm mit dem Finger gedroht, und er sie verächtlich angeblickt habe. Seine Gegenwart, sein Erstaunen, als Amalie ihm die Ursache ihrer Thränen erzählte, trösteten bald die Leichtgläubige. Auch bewies der Brief, welchen er ihr von der Mutter brachte, und das erhobene Geld nur allzu deutlich, daß Wilhelm wirklich zu Lübeck war. Zwar brachte er Amalien nur drey tausend Thaler, und hatte fünf erhalten, aber es schien ihr ganz natürlich, daß er solche, ob er gleich über Tausend mit sich genommen hatte, auf der weiten Reise verzehrt habe. Der Brief ihrer gu-

ten, alles so willig verzeihenden Mutter, die Ankunft ihres Geliebten, die Versicherung seiner ewigen Treue waren ihr reichlicher Ersatz für das wenige Geld, dem nach der Mutter Versicherung ohnehin das väterliche große Erbtheil binnen einem halben Jahre folgen sollte. Ihr Herz hatte schon lange keine Freude gefühlt, es war begierig nach dem reichen Genusse, es vergab und verzieh willig, und dünkte sich aufs neue in den Armen des Geliebten glücklich.

Freylich minderte sich dieß Glück um ein Großes, als ihr Wilhelm entdeckte, daß er keine Hoffnung zur Erlaubniß der Heirath habe, wenn er nicht deutlich beweisen könne, daß seine Braut sechs tausend Thaler im Vermögen habe; aber ihre uneigennützige Liebe fand bald neuen Rath und Trost, sie öffnete mit zufriedener Miene ihre Schatulle, legte alle ihre Kostbarkeiten und den größten Theil ihrer Barschaft auf den Tisch, und fragte Wilhelmen lächelnd: Ob dieß alles wohl den Werth von sechs tausend Thalern ausmachen werde? Wilhelm meinte, daß es wohl noch mehr betragen könne, und nahm's auf ihre Bitte über sich, die Kostbarkeiten in bares Geld zu verwandeln, und dann die vollen sechs tausend Thaler nach gewöhnlichem Gebrauche bey der Kriegscasse zur Sicherheit und zum Beweise im Nahmen seiner künftigen Gattinn verzinslich anzulegen. Schon am andern Morgen brachte er ihr die trostreiche Nachricht, daß er die Juwelen gut verkauft habe, und nun hineile, um die Bitt-

schrift, mit allen erforderlichen Beweisen versehen, beym Kriegs-Collegium einzureichen. Freudig klopfte Amaliens Herz, wenn er ihr dann in der Folge oft die angenehme Nachricht brachte, daß in einigen Tagen die Gewährung seiner Bitte erfolgen müsse.

Eben sprach er mit Amalien von ihrer künftigen Einrichtung; wie sie ruhig und vergnügt mit einander leben wollten, als sein Bedienter ihn aufsuchte, und ihm eilfertig meldete, daß eben ein Hof-Lackey ihn in seiner Wohnung gesucht habe, um ihm zu sagen, daß er morgen früh im Cabinette der Monarchinn erscheinen solle. Beyde verschwendeten nun die Zeit mit Muthmaßungen, und da sie keine wahrscheinliche finden konnten, so ward am Ende beschlossen, daß Amalie den Ausgang ruhig erwarten, Wilhelm hingegen sogleich nach erfolgter Audienz sie besuchen, und von allem unterrichten wolle.

Obgleich Amalie ruhiges Harren gelobt hatte, so durchwachte sie doch ahndungsvoll die lange Nacht, und blickte ihren Wilhelm trostlos an, als er mit sichtbar verlegner Miene zu ihr zurück kehrte.

Amalie (zitternd). Ich bin auf alles gefaßt, und heische nur strenge Wahrheit.

Wilhelm. Sie soll dir werden, doch bitte ich dich vor allem, sey ruhig! Meine Bothschaft kann wohl Verzögerung, aber keineswegs Vernichtung unsrer nahen Heirath enthalten.

Amalie (traurig.) Verzögerung? Als ob in dieser nicht schon nahmenloses Leiden für mich läge!

Wilhelm. Es steht bey dir, sie zu vernichten.

Amalie. Bey mir? O dann bist du morgen mein auf ewig.

Wilhelm. Höre und urtheile. Als ich ins Cabinett der Monarchinn trat, lächelte sie sanft. Ich höre, sprach sie, er will heirathen? Wenn's Ew. Majestät, antwortete ich, gnädigst erlauben, so ist's mein fester Wille. — — Nachdem sie nach dem Nahmen meiner Braut, nach ihrem jetzigen und künftigen Vermögen geforscht hatte, so beglückte sie mich mit ihrer Erlaubniß.

Amalie. O die Holde! O die Gute!

Wilhelm. So dachte auch ich, aber schaudernd zog sich's durch's Mark des Rückens, als sie hinzu fügte: Bring' er morgen seine Braut zu mir, ich will mir das Vergnügen machen, ihr selbst diese schriftliche Erlaubniß einzuhändigen, und in ihren Mienen zu lesen: Ob sie ihn recht innig und zärtlich liebt?

Amalie. War's dieß alles? O ich gehe ja gerne zu ihr. Mag sie's dann auch sehen, daß deine Liebe mich zur Glücklichsten der Sterblichen macht. Was schadet es?

Wilhelm. Es würde mein größter Triumph seyn, wenn dein jetziger Zustand nicht zum offenbaren Verräther unsers vertrauten Umgangs würde, wenn dieser nicht vielleicht die Monarchinn zum Zorne, wenigstens zur Ungnade gegen mich reitzte.

Amalie. O Gott, daß ich dieß vergessen konnte! Was soll ich nun beginnen? O, warum überlegten wir's nicht früher, daß dem übereilten Schritte Strafe folgen müsse.

Wilhelm. Noch ist Abhülfe möglich, aber ich wiederhohle es noch ein Mahl feyerlich, daß ich sie ohne deine Einwilligung nicht benutzen werde. In der Eile und Verlegenheit, in welche mich das Verlangen der Monarchinn versetzte, fiel mir die vielleicht glückliche Entschuldigung bey, daß ich meine künftige Gattinn sogleich zu ihr führen würde, wenn sie bereits in der Residenz-Stadt angelangt wäre. Es ist möglich, fügte ich hinzu, daß sie binnen Monathsfrist, aber auch wahrscheinlich, daß sie erst in zwey oder drey Monathen hier ankommt. Nun, antwortete die Monarchinn, so hat's ja keine Eile! Wenn sie ankommt, so führe er sie zu mir, und die Erlaubniß soll ihr sogleich werden. Ich dankte ehrfurchtsvoll, und eilte hierher, um dir alles zu erzählen, und dich nochmahls zu versichern, daß es ganz allein von dir abhängen soll: Ob du sogleich und in deinem jetzigen Zustande vor der Monarchinn erscheinen, oder die nahende Entbindung abwarten willst? Bist du zum Erstern entschlossen, so werde ich willig dir folgen und nicht murren, wenn das scharfsichtige Auge der Monarchinn mich ungnädig anblicken wird. Behagt dir um deiner und meiner Ehre willen die kleine Verzögerung besser, so werde ich dir innig dafür danken, dich aber auch eben so eifrig bitten, mich

dann durch keinen Vorwurf zu kränken, weil ich dir freye Wahl gönnte, und es ganz bey dir steht, heute schon wider Vermuthen hier anzulangen, und morgen mit mir zur Monarchinn zu gehen.

Amalie. Nein, Theurer, nein! Ich sehe die Wichtigkeit deiner Gründe ein, und ehre sie, ohne an einen Vorwurf zu denken. Ich muß dir ja vielmehr danken, daß du mich auf so gute Art aus der großen Angst und Verlegenheit rettetest. Ich harre geduldig, bis ich ohne Scheu vor den Thron der Monarchinn treten kann.

Wilhelm. Ehe du sichern Entschluß fassest, mußt du mich noch hören. Die Rettung wird glücklich gelingen, aber — ich kann und darf dir's nicht bergen — sie ist auch gefahrvoll. Oft spricht die Monarchinn mit manchen der Hofleute über verschiedene Sachen, oft erfährt sie dadurch Dinge, die gar nicht vor ihr Ohr kommen sollten. Leicht und mehr als wahrscheinlich möglich ist's daher, daß sie sich bey einigen nach meinem Thun und Lassen erkundigt, daß diese erzählen, was sie wissen, und hinzu fügen, daß ich meine meisten Stunden bey einem Mädchen verlebe, das ich zu heirathen gedenke. Dann würde sie meine Nothlüge entdecken, Betrug ahnden, und ihre Güte sich gewiß in immerwährenden Zorn verwandeln.

Amalie. O allzu Vorsichtiger! Aber nein, du hast Recht, der Zufall ist leicht und möglich. Wie können wir ihn abwenden?

Wilhelm. Darüber harre ich deines Rathes;

der meinige, ob er gleich aufrichtig seyn würde, könnte dich an meiner Liebe zweifeln lassen, und dann wäre mein Glück, meine Wonne auf immer zerstört.

Amalie. Ich verstehe den Wink, und werde ihn nach Kräften benutzen. Du mußt, so schwer es mir auch fallen wird, mich weniger, und unter dieser Zeit nur in geheim besuchen, damit die geschwätzigen Hofleute nicht erzählen, was sie nicht erfahren können. Sprech' ich so recht, wie du's forderst?

Wilhelm. Wie es die Klugheit heischt, aber der Liebende achtet sie nicht, und ich werde dich fleißiger als je besuchen.

Amalie (ihn umarmend.) Ich danke dir für den Beweis deiner Liebe, es würde mich äußerst geschmerzt haben, wenn du ihn nicht geleistet hättest, aber ich fordere ihn nicht, weil er dich und mich leicht unglücklich machen könnte. Du hast Recht, strenge Vorsicht ist nöthig, ich werde dich daher nur Abends, und auch dann nur, wenn man dich in keiner Gesellschaft vermißt, bey mir erwarten, und mich damit trösten, daß die kurze Trennung dich mir auf ewig sichern wird.

Wilhelm hatte gegen diesen Entschluß, ob er ihn gleich selbst weise nennen mußte, noch manches einzuwenden; aber er gab endlich der Vorstellung seiner Geliebten nach, und versprach in Zukunft nur bey Nachtzeit, nur verkleidet zu erscheinen. Im längern Gespräche fand endlich Amalie noch über dieß, daß die ganze Verzögerung ein wahres Glück für sie sey, weil sie, wenn auch die Heirath noch so

schnell vollzogen würde, doch nicht hätte in Gesellschaften erscheinen können, sich dort auf jeden Fall übler Nachreden bloßstellen würde, weil der Tag ihrer Heirath jedem bekannt seyn mußte, ihre nahe Entbindung aber eben so wenig verborgen bleiben konnte.

Ehe Wilhelm schied, rieth er ihr, daß sie, so bald als möglich, von ihrer Mutter das väterliche Erbtheil heischen sollte, damit sie nach erfolgter Entbindung mit mehr Pracht in der Welt erscheinen, und alle zum Bekenntnisse zwingen könne, daß sie ihren Gatten durch Liebe und Reichthum zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht habe. Amalie fand auch diesen Rath gut und billig, sie schrieb schon am andern Tage an ihre Mutter, Wilhelm trug den Brief selbst auf die Post, aber er ging, wie schon das Vorhergehende beweist, verloren, kam wenigstens nicht in der Mutter Hände.

Wilhelm besuchte nun seine Amalie nie mehr am Tage, und da er oft zum Abendessen geladen wurde, auch selten am Abende. Sie lebte ganz einsam, war zufrieden, wenn sie ihren Wilhelm wenigstens nur die Woche einmahl sah, und schöne Bücher lesen konnte, die er ihr reichlich schickte.

Da Wilhelm der geschwätzigen Hausfrau, welche seiner Amalie durch ihre ungegründete Erzählung so großen Jammer verursacht hatte, im gerechten Ausbruche des Zorns sehr hart begegnet war, und nun mit Recht besorgen mußte, daß sie aus Rache jeden seiner nächtlichen Besuche in der Stadt verbreiten und erzählen würde, so suchte er für sei-

ne Amalie eine andere und bessere Wohnung, fand sie bald hernach, und Amalien eben so willig, solche sogleich zu beziehen; denn auch sie war mit dem Betragen ihrer Wirthinn unzufrieden, weil sie oft noch behaupten wollte, was doch eine offenbare Unmöglichkeit war. Sie war äußerst vergnügt, als sie in ihrer neuen Wirthinn eine recht gute, gefällige Hausfrau, und in ihren zwey Töchtern warme Freundinnen fand, die sie mit größter Sorgfalt und Eifer bedienten, jeden ihrer Wünsche zu errathen und zu erfüllen suchten.

Schon war Amalie ihrer Entbindung nahe, als an einem Sonntage Nachmittags, den ihre neue Wirthinn sammt ihren Töchtern mit einer kleinen Spatzierfahrt feyerten, etwas leise an ihre Thür klopfte. Ihr Wilhelm hatte sie schon volle acht Tage nicht besucht, sie hoffte Nachricht von ihm zu erhalten, öffnete sie freudig, und trat verdrießlich zurück, als sich ihre ehemahlige Wirthinn mit einem freundlichen Gruße herein drängte.

Wirthinn. Da ich eben hier vorbey ging, und durch Zufall ihre Wohnung erfuhr, so konnte ich mir's nicht abschlagen, sie ein wenig zu besuchen. —

Amalie (gleichgültig.) Es ist mir ein besonderes Vergnügen, Sie — —

Wirthinn. Und zu sehen: Wie Sie sich befinden? Wie Sie sich bey der nun allgemein bekannten Heirath benehmen?

Amalie (verwundernd.) Heirath?

Wirthinn. Ich finde Sie ruhig und gelassen!

Das ist freylich das beste Mittel, welches Sie besonders in Ihren jetzigen Umständen ergreifen können, aber recht und billig ist's doch nicht, daß er Ihnen das Maul machte, Sie aus den Armen Ihrer Aeltern entriß, und endlich in diesem Zustande sitzen ließ.

Amalie. Frau! wollen Sie mir meinen Verstand, mein Leben rauben? Doch ich kenne Sie ja! —— Womit habe ich's denn verdient oder verschuldet, daß Sie sich ordentlich bemühen, mein armes Herz so grausam zu quälen?

Wirthinn. Hab' ich's nicht gedacht, mir's nicht vorgestellt, daß Sie immer noch hintergangen und betrogen werden, so will ich nicht ehrlich seyn! Also wissen Sie wirklich noch nichts?

Amalie. Was soll ich denn wissen?

Wirthinn. Was die ganze Stadt weiß, was Sie am meisten betrifft, und Sie doch nicht erfahren haben. Aber Sie werden auch trefflich bewacht! —— Noch ruhen die schimpflichen Nahmen, mit welchen mich der Herr Officier zu beehren beliebte, schwer auf meinem Herzen, ich dachte: Kommt Zeit, kommt Rath; sie wird's einst zu spät erkennen, daß ich's gut mit ihr meinte! Jetzt bin ich hier, um es Ihnen zu beweisen.

Amalie. Zu beweisen? Madame! wenn Sie dieß könnten!

Wirthinn. O ich vermag's nur allzu gut, und wenn Sie mir folgen wollen, so sollen Sie in

ei-

einer halben Stunde mit Ihren eigenen Augen überzeugt werden.

Amalie (hastig.) Ich will, ich will!

Wirthinn. Nur muß ich Ihnen zuvor alles erzählen.

Amalie. Alles, ja alles!

Wirthinn. Sie wohnen jetzt in einem Hause, das in der ganzen Stadt im übelsten Rufe steht. Ihre Wirthinn hat keine Töchter. Diese und die Mädchen, welche Sie immer besuchen, sind öffentliche Freudendirnen, die sich ungescheut der Wollust weihen.

Amalie. Gerechter Gott! Nein, es ist unmöglich!

Wirthinn. Sie sollen überzeugt werden. Schon am andern Tage kannte und erfuhr ich ihre schöne neue Wohnung, aber ich dachte mir: Was gehts dich an, vielleicht will sie's selbst nicht besser haben! Wenn ich mich aber wieder erinnerte, daß Sie reicher und rechtschaffner Aeltern Kind wären, daß Sie so innig und fleißig am Morgen und Abende Ihre Hände zu Gott empor hoben, so ward mir weh im Herzen, und ich beschloß, Sie einmahl im Vorübergehen zu warnen. So oft ich aber auch kam, so ward ich unter mancherley Vorwand abgewiesen, und nicht zu ihnen gelassen. Unter dieser Zeit ward's in der Stadt allgemein bekannt, daß Ihr Geliebter ein sehr schönes, aber nicht reiches Hoffräulein heirathe, und bey Hofe, weil sie ein Liebling der Monarchinn sey, großes Glück machen werde.

Amalie. Nein! Nein! Das Gerücht war falsch! Es ist nicht möglich!

Wirthinn. Hören Sie nur weiter, und denken Sie immer, daß ich Sie von allem zu überzeugen gekommen bin. Wenn ich dieß alles hörte, so dachte ich immer an sie, und weihte Ihnen manche Thräne. Ich erkundigte mich nach allem genauer, erfuhr alle Zeit mehr Gewißheit, und da ich selbst im Hause, wo das Fräulein wohnte, eine alte Bekanntschaft erneuerte, so sah ich nicht allein den Herrn mit dem Fräulein recht oft spatzieren fahren, sondern hörte auch, daß am verflossenen Donnerstage die wirkliche Vermählung gefeyert werden würde.

Amalie. O mein Herz! Mein armes Herz!

Wirthinn. Es kostete mich Mühe und Geld, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ich drängte mich glücklich in die Capelle, ich sah, wie ihr Geliebter das Fräulein nach dem Altare führte, und mit ihr auf ewig verbunden ward. Die Monarchinn, der ganze Hof war gegenwärtig, es wurde alles prächtig gefeyert. Nach der Trauung fuhren sie nach Hof, und speisten an der öffentlichen Tafel; gestern und vorgestern waren besondere Feste auf einem Lustschlosse vor der Stadt; heute ist Ball und Souper in dem Hofgarten, wenn Sie mir folgen wollen, so können Sie dort die Neuvermählten sehen, es aus aller Munde erfahren, daß ich keine Verleumderinn, keine Lügnerinn bin.

Amalie. Ich will! — — Gott wird mir Kraft verleihen! — Ich will mich überzeugen! Ha,

Ha! Das nagt! Das schmerzt! — — (Tritt ans Fenster.) Allmächtiger! Du legtest mir die Last auf, du wirst sie mir auch tragen helfen! Kommen Sie, kommen Sie! ich will mich von seinem Meineide überzeugen, und dann Ihnen erst recht danken! — Ach recht innig danken!

Sie ergriff nun ihren Mantel, und eilte am Arme der Wirthinn auf die Gasse. Oft nahte sich Ohnmacht, oft mußte sie ruhen, aber sie sprang immer wieder hastig empor, und wallte weiter. Als sie in den Garten kam, und die Menge Menschen erblickte, schiens ihr leichter zu werden. Sie ging ruhig am Arme der Führerinn, und forschte einige Mahl, wenn ihr die schreckliche Gewißheit werden würde. Ihre Führerinn versprach sie so bald als möglich, und drang mit ihr vorwärts nach dem Orangerie-Platze, wo sie das Brautpaar zu treffen hoffte. Auch fand sie solches bald.

Der wirklich ungetreue Bösewicht saß mit seiner neuen Gattinn auf einem erhabenen Platze, er scherzte, tändelte mit ihr, und begoß ihren Busen mit Pomeranzen-Blüthen. Die neugierige Menge stand gaffend in der Tiefe, und unter diesen auch Amalie, welche sich wankend auf den kraftvollen Arm ihrer Führerinn stützte. Fieberkälte durchschauderte ihre Nerven, durchbebte ihre Sinne, und schüttelte sie zur Empfindung, zum Gefühle empor. Sie sah den Treulosen mit seiner Gattinn scherzen, sie hörte rings umher die Menge ausrufen: Dieß ist ein schönes, aber auch ein glückliches Paar! Sie fühlte

sich betrogen, verlassen, sie breitete vergebens ihre Arme aus, drückte sie leer an sich, und sank zu Boden.

Ihre Führerinn empfahl sie der Aufsicht der Nächststehenden, und eilte, um einen Wagen herbey zu hohlen, der sie bis nach ihrer Wohnung führen könne. Indeß sie nach diesem umher rannte, erregte die Ohnmächtige Aufmerksamkeit unter der Menge, alles reihte sich um sie, und das vergnügte Brautpaar stieg hinab, um ebenfalls zu erfahren: Was die Aufmerksamkeit des Pöbels mehr als ihr Glück reitzen könne? Eine Ohnmächtige! rief Wilhelms Gattinn mitleidig aus, und reichte ihr Riechfläschchen hin, um sie damit zu wecken. Eine Ohnmächtige! stammelte Wilhelm nach, und erkannte auf den ersten Blick die hintergangene und betrogene Amalie. — Er blickte äußerst verlegen umher, und sah zu seinem größten Vergnügen, daß sich eben Amaliens neue Wirthinn mit ihren Mädchen herbey drängte, welche die Ohnmächtige aufhoben und eilend forttrugen. Ist's eine solche! riefen viele aus, welche die Wirthinn kannten, dann hätten wir unser Mitleid sparen können! Ja wohl! Ja wohl! antworteten andere, und die Menge zerstreute sich wieder, folgte nicht der Ohnmächtigen, weil man sie des Mitleids und fernerer Gesellschaft unwürdig achtete. Wilhelms Blick allein folgte ihr, und kehrte erst dann zufrieden zurück, als er sah, daß man in der nächsten Allee die Ohnmächtige in einen Wagen hob, und eilend davon führte.

Er erdichtete am Abende Dienstgeschäfte, um sich auf ein kleines Stündchen von seiner Gattinn zu trennen, und eilte, in einen Mantel gehüllt, nach Amaliens Wohnung, um dort zu erfahren: wie es geschehen konnte, daß sie seines ausdrücklichen Verbothes ungeachtet ausgegangen, und bis in den Garten gedrungen sey? Die Wirthinn, welche von allem, was Wilhelm unternahm, unterrichtet war, und für ihr Stillschweigen von ihm reichlich bezahlt wurde, konnte ihm das Räthsel nicht lösen, weil sie sogleich nach dem Essen mit ihren Mädchen nach dem Garten gegangen war, gar nicht vermuthen konnte, daß Amalie ebenfalls dahin kommen würde. Sie hatte solche erst dort ohnmächtig am Boden erblickt, und es für das rathsamste geachtet, sie so schnell als möglich nach Hause zu führen.

Wilhelm billigte diese Vorsicht, aber er tadelte auch um so stärker die wenige Wachsamkeit der Wirthinn, die er doch so freygebig bezahlt hatte. Er fragte nun: wie es Amalien ergehe? Wie sie sich benähme und was sie spreche? Die Antwort der Wirthinn ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß Amalie seine Heirath erfahren habe. Denn sie hatte sich zwar nur erst seit kurzem aus der Ohnmacht erhohlt, noch nichts Zusammenhängendes geredet, aber doch einige Mahle die Worte: Verheirathet! Seine Gattinn! ausgesprochen.

Der Treulose überlegte noch lange mit seiner schwarzen Gehülfinn: ob es nicht möglich sey, Amalien eines andern zu überreden, und kam mit der

Erstern endlich dahin überein, daß so wohl sie, als ihre Mädchen, jede besonders und einzeln, ihr erzählen sollten, daß man zwar sogleich von ihrer Krankheit ihrem Geliebten Nachricht gegeben habe, er aber erst morgen erscheinen könne, weil er schon seit drey Tagen das Vermählungsfest einer Hofdame feyern helfe, zu ihrem Brautführer sey erwählt worden, und es ihr wahrscheinlich um deswillen verschwiegen habe, damit die Idee einer vollzogenen Heirath sie wegen der nöthigen Verzögerung der ihrigen nicht kränken möge. Gelingt die List, fügte der Bösewicht hinzu, so komme ich morgen wieder, und suche sie zu bestätigen; gelingt sie nicht, so muß ich andere Maßregeln ergreifen, damit ich nicht durch sie verrathen, und in der Laufbahn meines Glückes gestört werde.

Am folgenden Morgen erschien er abermahls bey der Wirthinn; diese berichtete ihm mit trauernder Miene, daß die List der Erwartung nicht entspreche. Sie sagte, erzählte sie ihm, zwar nur ein einziges Mahl: Nein, nein! man betriegt mich nicht mehr! Aber die Miene, mit welcher sie die ganze Erzählung anhörte, bewies deutlich, daß sie kein Wort davon glaube. Uebrigens, fügte sie hinzu, lebe ich der ruhigen Hoffnung, daß keine weitere List nöthig seyn, und der Jammer bald mit ihr enden wird. Sie liegt in ihrem vollen Anzuge auf dem Bette, will nichts trinken, nichts essen, schlägt oft Stunden lang die Augen nicht auf, und hat sich im Anfalle des Schmerzes, der sie jetzt oft ergreift,

die Lippen schon ganz wund gebissen. Treibt sie's heute noch so fort, so endet's morgen sicher mit ihr. Um so besser, sprach der Gottlose, so erspare ich mir den Besuch bis auf eine andere Zeit, und trifft Ihre Vermuthung ein, so erwarte ich auf der Stelle Nachricht. Der Bothe soll gut belohnt werden.

Er ging also mit dieser schrecklichen Hoffnung von dannen, daß diejenige, welche ihm alles gab, was sie besaß, welche ihm Vaterland und Unschuld opferte, bald enden, und nicht vor Gerichte als einen Räuber und Mörder ihn anklagen würde! Es durchschaudert unwillkührlich meine Nerven, wenn ich mir ihren Schmerz und seine schwarze That denke! Gerne würde ich an der Wahrheit der letztern zweifeln, und mich der Menschheit zu Liebe mit den Gedanken trösten, daß die Sage die That vergrößerte, durch erdichtete Nebenumstände dunkler zu färben suchte, aber aller Trost schwindet, und die That wandelt sich zur vollen Gewißheit, wenn ich mich des ehrwürdigen Greises erinnere, welcher mir die ganze Geschichte erzählte, für ihre Wahrheit bürgte, und mich dringend bath, sie bald bekannt zu machen, damit die unbefleckte Unschuld die Gefahr kennen lerne, und dem Schmeichler nicht traue, nicht glaube, der sie ihr zu rauben sucht.

Am folgenden Abende brachte ein Bothe Wilhelmen die Nachricht, daß die Hoffnung sich immer mehre, und äußerst wahrscheinlich schon die folgende Nacht zur Gewißheit werden würde. Er lächelte, und übersandte der Wirthinn ein kleines Pulver,

welches sie Amalien reichen möchte, wenn sich der Anfall erneuere. Wie der Bothe zurück kehrte, ging die Wirthinn mit dem Pulver nach Amaliens Zimmer; sie und ihre Mädchen hatten vorher einige Gäste zu bewirthen gehabt, waren schon seit einer Stunde nicht bey der Kranken gewesen, und hielten's nicht für nöthig, weil sie stets still und meistens sinnlos auf ihrem Bette lag. Die Wirthinn erstaunte sehr, als sie solche dort nicht mehr traf, vergebens nach ihr das ganze Haus durchsuchte. Wilhelm ward von diesem neuen Zufalle sogleich benachrichtigt, forschte vergebens in geheim in der ganzen Stadt nach ihr umher, durchlebte einige Tage in qualvoller Angst, vergaß aber bald alles, als niemand sie finden konnte, und der Gedanke, daß sie sich wahrscheinlich im Flusse ertränkt habe, immer mehr zur Gewißheit wurde.

Wie's kam und geschah, daß Wilhelm so äußerst undankbar, so grausam an Amalien handelte, will ich jetzt in Kürze erzählen. Alles, was Amaliens Vater von ihm schrieb, war reine Wahrheit. Seine Mutter starb, als er auf der Universität zu — studieren sollte, aber die meiste Zeit im Trunke, Spiele und nächtlichen Schwärmereyen verschwendete. Eben hatte er seine akademischen Jahre, aber keineswegs sein Studium vollendet, als sein Vater ihm berichtete, daß er nächstens wieder heirathen, und es gerne sehen würde, wenn er zur Hochzeit nach Hause käme.

Schon war diese vollzogen, wie er auf dem vä=

terlichen Schlosse anlangte, er sah seine junge, schöne Stiefmutter zum ersten Mahle, fand sie äußerst reitzend, und sah, seinen Grundsätzen gemäß, den Nahmen, welchen er ihr geben mußte, als gar kein Hinderniß an, sie innig zu lieben. Sein Vater liebte die Jagd außerordentlich, und gab ihm volle Gelegenheit, der Stiefmutter Gesellschaft zu leisten, ihr zu bekennen, was er fühle. Ihr Gatte war schon über sechzig alt, sie mußte ihn wider Willen ehelichen, sein Sohn war ein schöner, feuriger Jüngling — — Ursachen genug, um den Abscheu zu tilgen, der ihr Herz füllte, als sie zum ersten Mahle hörte, daß der Sohn ihres Gatten sie liebe. Er heischte Trost, sie gewährte ihn Anfangs schwach, bald stärker, und endlich auf solche Art, daß dem Verführer nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Der betrogene Vater entdeckte bald die schreckliche That, er überzeugte sich augenscheinlich, verstieß den unnatürlichen Sohn, und vergab der flehenden Gattinn.

Wie sich die Liebenden abermahls sahen und fanden, kann ich nicht genau bestimmen, aber daß es geschah, daß sie in diesen Zusammenkünften die Vergiftung des unglücklichen Alten beschlossen, sie drey Mahl auszuführen suchten, nur ein Mahl halb vollendeten, ist durch gerichtliche Acten bewiesen.

Der äußerst gekränkte Alte schwieg nun nicht länger, er bemächtigte sich des in der Nähe lauernden Sohnes, und überlieferte ihn sammt der ungetreuen Gattinn dem Gerichte. Dieß sprach über beyde das verdiente Todesurtheil aus, konnte es nur

an der unglücklichen Verführten vollziehen, weil Wilhelm wahrscheinlich durch Hülfe einiger Universitäts-Freunde dem schmählichen Tode glücklich entrann.

Mit seiner nun folgenden Geschichte habe ich meine Leser schon bekannt gemacht. Er kam auf seiner neuen Flucht, die ihn von Amaliens Seite trennte, bis nach —., fand dort Unterstützung, und erhielt wirklich eine Lieutenants-Stelle. Ein Hoffräulein, deren Mutter ein Liebling der Monarchinn war, fand den neuen Officier schön, und dieser war bald kühn genug, ihr ebenfalls zu sagen, daß er sie aufs innigste und zärtlichste liebe. Die Art, mit welcher seine Erklärung aufgenommen wurde, gab ihm gegründete Hoffnung, daß er nicht vergebens bitten werde, durch solch eine Heirath sich leicht in die Höhe schwingen könne. Er verdoppelte seinen Eifer, und dieser ward bald mit dem Bekenntnisse belohnt, daß man ihn wieder liebe, daß selbst die Mutter eine Heirath mit ihm nicht mißbilligen würde, wenn er nur wenigstens Hauptmann seyn würde, und dann so viel Vermögen darthun könne, als zur Sicherstellung des erforderlichen Witwengehalts nöthig wäre. Für die Hauptmannsstelle, setzte die Geliebte hinzu, wird meine Mutter bey erster Gelegenheit sorgen, für das Geld müssen Sie aber dann sorgen, weil meine Mutter außer der Gnade der Monarchinn kein großes Vermögen besitzt, und um jener willen ihr Kind nicht ohne die geringste Aussicht einer lebenslänglichen Versorgung verheirathen darf.

Wilhelm hatte kein Vermögen, noch weniger eines von seinen Freunden zu hoffen; aber er machte der Geliebten doch zu letztern Hoffnung, vermehrte diese bald durch erdichtete Briefe, weil er eine Zeit lang anhaltend glücklich spielte, und bey der Fortdauer dieses Glückes die erforderliche Summe bald zusammen zu bringen glaubte. Er ward kurz nachher zum Hauptmanne ernannt, aber jetzt auch um so dringender von der Geliebten an die Erfüllung seines Versprechens erinnert.

Nicht um, wie er vorgab, das Geld aus seinem Vaterlande abzuhohlen, sondern um in Spaa sein Glück im höhern Spiele zu versuchen, nahm er im Frühjahre Urlaub, und hatte dort eben seine ganze Barschaft verspielt, als die unglückliche Amalie ihn sah und fand. Daß ihm in diesen Umständen ihr Anblick angenehm war, wird jeder ohne Versicherung glauben, wenn ich noch hinzu füge, daß er sie wirklich einst liebte, und sie nie ganz vergessen konnte. Seinem eigenen Geständnisse nach, führte er sie wirklich aus der Absicht nach —, um sie zu heirathen, als er aber dort anlangte, seine ehemahlige Geliebte ihn mit voller und inniger Liebe empfing, äußerst sorgfältig forschte: ob er erfüllt habe, was er versprochen hatte, und mit empfindlicher Rache drohte, wenn er sie durch ungegründetes Versprechen am größern Glücke hindere, da ward sein falscher Ehrgeitz rege, er erdichtete eine lange Erzählung, die sich damit schloß, daß sein Vater gestorben sey, und er erst in einigen Monathen aus dem ansehnlichen

Erbe die erforderliche Summe erheben könne. Amaliens Gold setzte ihn in den Stand, der Geliebten ansehnliche Geschenke zu machen, und dadurch seine Aussage zu bestätigen.

Wie er nach Lübeck reiste, um dort die fünf tausend Thaler zu erheben, war's schon in seinem Herzen beschlossen, die Unglückliche auf die schrecklichste Art zu hintergehen, und dieß Geld zu der Heirath mit dem Fräulein zu verwenden. Seine Neigung zum Spiele, das er nicht genug kannte, hätte ihn bald dieser Aussicht beraubt, aber die allzu gute Amalie war gütig genug, die fehlende Summe durch ihre Kostbarkeiten zu ersetzen, deren Werth weit höher als jene war, und den Unempfindlichen in den Stand setzte, seiner nunmehr erklärten Braut einen Theil derselben zum Geschenke zu verehren. Die Audienz bey der Monarchinn war ein Werk seiner Erdichtung, er wollte dadurch nur Amalien zur Vorsicht und Verzögerung der versprochenen Ehe bewegen. Wie vollkommen ihm diese List gelang, habe ich bereits erzählt.

Noch hielt er's für nöthig, nicht mit der Unglücklichen zu brechen, weil der Mutter Brief ihm Hoffnung machte, daß das ansehnliche väterliche Erbe bald folgen würde, dieß wollte er erst in Sicherheit bringen, und dann die Verlassene, Betrogene, Entehrte — — Es fällt mir schwer, die Menschheit durch Erzählung so schwarzer Gräuelthaten zu entehren! Es thut mir innig weh, mein eigenes Geschlecht durch offenes Bekenntniß zu brandmarken,

aber die Wahrheit fordert's, ich bin ihr zur Warnung Aller dieß Opfer schuldig —— Der Bösewicht gestand es am Ende seiner Tage selbst, daß er sie dann durch Gift zu tödten, um sich von ihren Vorwürfen zu befreyen, beschlossen hatte.

Jeder meiner Leser wird nach dieser Erzählung nun überzeugt seyn, daß das Pulver, welches er ihr nach der zu frühen Entdeckung durch den Bothen übersandte, sicher auch tödtendes Gift in sich enthielt. Wohl ihr, der schrecklichen Dulderinn, wenn es früher angekommen wäre, und ihr nahmenloses Leiden geendet hätte. Sie würde dann entfesselt vom irdischen Schmerze und Jammer hinüber zum ewigen Lohne, der ihr nur für ihre unendliche Qual Ersatz seyn konnte, gewandelt seyn.

Wilhelm lebte durch zwey Jahre mit seiner Gattinn in einer höchst unzufriedenen Ehe; man sah ein, daß er mehr versprochen hatte, als er jetzt erfüllen konnte, und dieß gab oft Anlaß zu Hader und Zanke, weil seine Gattinn eben so wie er zur Verschwendung geneigt war, und diese sie ganz natürlich in Schulden und Noth stürzte, aus der eben die zu gütige Monarchinn sie retten wollte, wie des Unerforschlichen Gericht über den Bösewicht begann, der ganz sicher überzeugt zu seyn glaubte, daß Amalie schon längst geendet hätte, ihn nie mehr zur Verantwortung ziehen würde.

Der Kronprinz ging einst an einem schönen Sommerabende, in seinen Mantel gehüllt, ganz allein in den entlegenen Gassen der Stadt spatzieren; wie

er in die kleinste derselben einlenken wollte, sah er zwey Weiber an der Thür des Eckhauses sitzen, sie waren im tiefen Gespräche begriffen, und erregten seine Aufmerksamkeit dadurch, daß sie beyde gefühlvoll und theilnehmend weinten. Er blieb an der Ecke stehen, und hörte ihrem Gespräche zu.

Gott wird's, sprach die eine, doch einst schrecklich strafen und rächen, sie hat daher vollkommen Recht, daß sie ihm nicht vorgreift, nicht im Nahmen der Leidenden Klage erhebt, die sie doch nicht erweisen kann, und am Ende wohl gar in Schimpf und Schande stecken bleibt. Genießt er, wie sie mich versichert, die Protection des Hofes, so kann ihm unser eins nicht schaden, aber wenn ich ihm einst begegne, so speye ich doch vor ihm aus, und denke mir in meinem Herzen: es gibt auf der Welt keinen größern Bösewicht, als du bist!

Diese wenigen Worte, welche dem Horchenden gar nichts enthüllten, sondern nur zur nähern Entdeckung reitzten, bewogen ihn, sich dem Platze zu nähern, den eben eine der Frauen mit den gewöhnlichen Abschiedsworten verlassen hatte. Er grüßte die Rückgebliebene freundlich, sprach vom Wetter und andern gleichgültigen Dingen, und suchte am Ende dem Ziele näher zu kommen. Aber die freundliche Alte blieb ganz verschlossen, nahm ihn für einen Spion, und beantwortete keine seiner Fragen. Schon wollte er sich unbefriedigt entfernen, als ein Bürger vorüber ging, den Kronerben erkannte, und ihn als diesen grüßte. Dieser Gruß machte die Alte sogleich

äußerst redselig, sie versprach ihm alles zu erzählen, wenn er ihr kleines Zimmer mit einem Besuche beehren wolle. Der Prinz versprach's, und folgte ihr nach.

Wenn meine Leser in dieser Alten Amaliens ehemahlige, redliche Wirthinn bereits erkannten, so muß ich ihnen offenherzig gestehen, daß sie sich in ihrer Muthmaßung nicht betrogen, und zu Frommen derer, welche etwa einer entgegen gesetzten Meinung waren, nur noch hinzu fügen, daß sie es wirklich war. Ich übergehe die ganze Erzählung der Alten, weil sie meinen Lesern ohnehin bekannt ist, ich beginne nur, wo Amalie aus dem Hause der schändlichen Kupplerinn entfloh.

Da schwere und schreckliche Verzweiflung mit der Unglücklichen kämpfte, sie die Last des marternden Gefühls nicht zu ertragen vermochte, so rang sie nach Luft und Hülfe, sprang rasch von ihrem Lager auf, kam unbemerkt aus dem Hause, und wandelte ohne Plan, vielleicht auch ohne Bewußtseyn in den Gassen umher. Die Hand des Ewigen — denn Zufall und Ungefähr darf ich dieß nicht nennen — führte sie vor dem Hause ihrer ehemahligen Wirthinn vorüber.

Diese hatte sie lange vergebens im Garten gesucht, erst später erfahren, daß sie wieder in die Klauen ihrer lasterhaften Wirthinn gefallen sey, und weihte ihr eben, vor der Thür sitzend, einen theilnehmenden Seufzer, als Amalie bey ihr vorüber wankte. Sie sah ihr Leiden, ihre schreckliche Zerrüttung

der Sinne, nahm sie mitleidsvoll bey der Hand und führte sie nach dem Zimmer, welches sie ehe schon bewohnt hatte. Dort pflegte sie ihrer mit inniger Sorgfalt, eilte nach Hülfe, als die unglückliche Dulderinn bald hernach ein todtes Kind gebar. Die Geburt desselben war äußerst schmerzhaft und gefahrvoll, aber Amalie sprach diese ganze Zeit über kein Wort, verrieth durch keine Miene den schrecklichen Schmerz, welchen sie dulden mußte. Als man ihr den neugebornen, aber auch todten Knaben zeigte, da lächelte sie freundlich, wollte ihn küssen, stieß ihn aber hastig von sich, und fragte nie mehr nach ihm. Die Folgen der schweren Geburt waren noch gefahrvoller, sie kämpfte oft mit dem Tode, nur ihre jugendlichen Kräfte überwanden ihn.

Als der Arzt sie für gesund erklärte, da ward man erst überzeugt, daß ihr Unglück ihr den Verstand geraubt habe. Sie aß und trank gleich einer Gesunden, sprach aber nie ein Wort mehr, und verrieth keine andern Symptomen ihres Wahnsinns, als daß ihre Rechte immer auf ihrem Herzen ruhte, sie mit dieser oft den innern, wahrscheinlich stets nagenden Schmerz heraus zu graben suchte, und dadurch oft ihre linke Brust verwundete. Immer starrte ihr Auge nach diesem oder jenem Gegenstande, nur dann, wann ihre Wohlthäterinn die Stimme ihres Treulosen nachzuahmen suchte, da ward sie aufmerksam, und wenn irgend jemand den Nahmen W i l h e l m nannte, da fuhr sie erschrocken empor, starrte wild umher, und wühlte am Ende fürchterlich

und

und mit schmerzhafter Miene in der linken Brust, unter welcher ihr betrogenes Herz klopfte.

Ich fand, endete die Wirthinn, in ihrer Tasche eilf Louisd'or, ich ernähre sie schon durch volle zwey Jahre, gebe ihr willig zu essen, was gut und theuer ist, will mein weniges Vermögen gern zu ihrem Besten verwenden, so lange es dauert, aber wenn's endet, und ich die Unglückliche nicht mehr unterstützen kann, dann will ich sie Gottes Barmherzigkeit empfehlen, und zu ihm sagen: Stehe du ihr bey, ich that, was ich vermochte!

Des edlen Prinzen Gesicht glühte, er wischte eine Thräne aus seinem Auge, und verlangte die Unglückliche zu sehen. Alles überzeugte ihn, daß die Wirthinn strenge Wahrheit gesprochen habe, ihr Zimmer war sauber, noch reinlicher ihr Bett und Kleidung. Sie saß in einem Lehnstuhle, und starrte mit ihrem großen Auge nach einem Bild, das an der Wand hing. Ihre unnachahmliche, leidende Miene rührte das Herz des Prinzen aufs äußerste, er wollte den Nahmen Wilhelm aussprechen, er vermocht's nicht; drückte der Wirthinn seine volle Börse in die Hand, und schied schweigend, aber noch tiefer fühlend.

Am andern Morgen sandte er nach Wilhelmen, der bereits Oberster geworden war. Sie werden mich begleiten, sprach er mit ernstem Blicke, und ging nebst zwey seiner Adjutanten nach dem Hause, in welchem Amalie duldete. Wie er in dieses trat, blickte er nach Wilhelmen um, der mit bleichem Angesicht:

folgte, Entdeckung und Strafe um so mehr ahndete, weil die Wirthinn den Prinzen als einen schon Bekannten bewillkommte. Haben Sie Muth, sprach der Prinz zu ihm, mir weiter zu folgen? Wilhelm neigte sich zitternd und bebend.

Der Prinz. Haben Sie Muth, mir zu folgen? Ich fordere Antwort.

Wilhelm. Wenn's Ew. Hoheit — — befehlen! — —

Der Prinz. Sie werden kein Wort sprechen, sich mit keinem Laute verrathen, nur hören und sehen!

Er ging voran, Wilhelm folgte in der Mitte der Adjutanten, der Prinz öffnete leise die Thür, und blieb unter dieser stehen. Amalie starrte wie gestern vor sich hin, nur schien sie des Verräthers Gegenwart zu ahnden, denn sie wühlte mit schmerzhafter Miene in ihrem Busen. Wilhelm stützte sich auf die Nebenstehenden, welche, ohne seine Schuld zu kennen, das Bild des Kummers und Schmerzes theilnehmend anstaunten.

Dieß ist ihr Werk, das Meisterstück ihres Herzens! sprach der Prinz im unterdrückten aber grimmigen Tone zu Wilhelmen, und lehnte die Thür leise zu. Oder ist's nicht so? fragte er weiter. Können Sie die That entschuldigen? — —

Wilhelm war überrascht, der Leidenden Anblick hatte sein Herz getroffen, und ihm die Verstellungskraft geraubt, er konnte nicht antworten, nicht läugnen.

Prinz. Und deine Strafe, Bösewicht? — — Etwa dieser Rock der Ehre? — — (Wilhelm sank zu seinen Füßen nieder.) Um der Unschuldigen willen, die du, gleich ihr, locktest, will ich nicht dein öffentlicher Ankläger werden, aber wenn du nicht noch heute freywillige Entsagung deines Dienstes einreichst, nicht morgen schon die Hauptstadt, und in drey Tagen meiner Mutter Reich verläßt, so werde ich Strafe für eine That finden, für welche das Gesetz keine bestimmte, weil es den Menschen derselben nicht fähig achtete. Ich würde nebenbey von dir Ersatz für die Unglückliche fordern, wenn du ihr Ehre und Verstand wieder zu geben vermöchtest. Geh, und wenn dich Verzweiflung quält, so sey dieß dein einziger Trost, daß ich der Verlassenen Vater seyn, ihr Leiden nach Kräften mildern werde.

Wilhelm. Gutmüthigster der Sterblichen! Verzeihung! Erbarmung!

Prinz. Mit dir? (Bitter lachend.) Sie werde dir, wie du sie gabst! Meide mein Angesicht, erfülle die Bedingung, oder ich werde auch der Verlassenen Rächer!

Auf seinen Wink mußten die Adjutanten den Obersten hinab führen, er wankte fort, kam am Abende schon um seinen Abschied ein, und verschwand am andern Tage aus der Residenz. Viele, welche seine Umstände kannten, meinten, daß er der vielen Schulden wegen entflohen sey; selbst seine Gattinn war dieser Meinung, und tröstete sich bald über seinen Verlust, weil sie ihn längst nicht mehr liebte.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Nur einige wenige erfuhren die wahre Ursache, und ehrten im Stillen die Gerechtigkeit des Prinzen, der seine Mutter selbst bath, ihr bereits gegebenes Wort zu erfüllen, und die unschuldigen Gläubiger des Entflohenen zu bezahlen.

Ehe der edle Prinz das Haus der Dulderinn verließ, trat er ins Zimmer ihrer wohlthätigen Wirthinn, und forschte genau: wie viel sie für die anständige Pflege, Wartung und Kost der Unglücklichen des Jahrs hindurch fordere? Die Genügsame heischte zwey hundert Thaler, der Prinz gab ihr eine Anweisung auf vier hundert, welche sie jährlich aus seiner Casse erheben sollte, und als er am Abende seiner erhabenen Gattinn die rührende Geschichte vertraute, so legte diese sogleich noch jährlich zwey hundert Thaler dazu. Die Wirthinn ward dadurch in den Stand gesetzt, sich ganz dem Dienste der Leidenden zu widmen, ihr überdieß noch eine eigene Wärterinn zu halten.

Aber hienieden blühte kein Glück für die Unglückliche, hienieden konnte ihr für nahmenloses Leiden kein Lohn werden, selbst die väterliche Fürsorge des erhabenen Herrschers ward ihr in der Folge Stoff zu neuem Leiden. So ernstlich der Prinz auch allen, die zugegen waren, Stillschweigen auferlegt hatte, so wenig ward doch sein Geboth erfüllt, weil man ihn aufrichtig liebte, und gerne dem Volke im Voraus kund machen wollte, welch ein gerechter Fürst es einst regieren würde. Alle, die diese Geschichte erfuhren, wünschten auch die Leiden-

de zu sehen, und unter diesen gabs sehr viele, welche zugleich erfahren wollten: was für einen Eindruck der Nahme Wilhelm auf die arme Wahnsinnige mache? Sie sprachen ihn daher oft in ihrer Gegenwart aus, und Amalie wühlte dann anhaltend in ihrem Busen, verwundete ihre Brust so stark, so oft, daß bald ein unheilbarer Krebs an ihr nagte, und, aller Hülfsmittel ungeachtet, ihr Leben unter den schrecklichsten Schmerzen endigte.

Das edle Paar beweinte den Tod der Unglücklichen, als es solchen erfuhr, und die gutherzige Wirthinn genoß bis an ihr Ende den jährlichen Gehalt zum Lohne.

Vor mehreren Jahren ward zu B— der Anführer einer Räuberbande vor Gerichte gestellt, zehn seiner Mitschuldigen starben auf ihn, und beschuldigten ihn gräßlicher Thaten, er allein läugnete jede derselben, überstand die Schmerzen der Folter, und bekannte nichts. Als man aber seines Läugnens ungeachtet das Urtheil über ihn aussprach, ihn wirklich zur Richtstatt führte, und er den Henker mit dem Rade in der Hand auf sich harren sah, da ward sein Herz erweicht, er versprach alles und noch weit mehr zu bekennen, und ward zurück geführt.

Es war Wilhelm, aus seiner freywilligen Aussage habe ich diese Geschichte gesammelt, die Lücken derselben gefüllt. Er hatte sich Anfangs nach seinem Abschiede aus — wieder dem Spiele gewidmet, noch einige unschuldige Mädchen verführt und betrogen, wurde in manchem Lande verbannt, geächtet, und

machte endlich mit Räubern Bekanntschaft, die ihn seiner Fähigkeiten wegen bald zu ihrem Oberhaupte wählten. Neunzehn Menschen bluteten unter seiner mordenden Hand; ihm wurden sechs Tage zur Reue, zur Versöhnung vom Gerichte bewilligt. Er bethete andächtig, duldete reuemüthig hienieden die gerechte, verdiente Strafe, und dort — — —

Allmächtiger, richte du! Ich darf, ich vermags nicht!

M a r i e L . . .

Wenn dumpfer Glockenschlag vom Thurme herab einen Leichenzug verkündigt, da wird's mir immer zu enge im Gemache, ich eile ins Freye, und starre dem Zuge nach, welcher den Vollendeten zu Grabe begleitet. Todesgedanken füllen dann mein Herz, die unläugbare Gewißheit, daß man auch mich einst zur Verwesung hinüber tragen werde, steht fest vor meinen Sinnen, vor meiner Seele. Wallt eine zahlreiche Menge hinter dem Sarge, sehe ich häufige Thränen fließen, und lese in jedem Gesichte das schmerzhafte Gefühl des Verlustes, so wünsche ich eben so zu sterben. Es scheint mir dann so süß, so lohnend, die Achtung seiner Mitbrüder und Freunde mit hinüber zu nehmen, es beweiset so deutlich, daß

der Vollendete Menschen- und Freundespflicht redlich erfüllte, und jetzt noch den letzten Lohn erntet, der ihm hienieden werden konnte.

Trägt man aber eine Mutter zu Grabe, und sehe ich hinter ihrem Sarge kleine Kinder wallen, die ihren großen Verlust noch nicht fühlen, angstvoll umher blicken, und sich durch angenehmere Gegenstände zu zerstreuen suchen. Ach! dann blutet mein Herz, dann bleibt mein Blick fest an den Unglücklichen hangen, die alles — alles verloren haben! Wer wird sie warten und pflegen? Wer über sie wachen? Wer jedes Unglück und Ungemach von ihnen entfernen? Vertraut die armen Waisen der Tugendhaftesten, der Redlichsten auf Erden. Sie hat, sie kanns nicht haben das sorgfältige, zärtliche, nie schlafende Gefühl der wahren Mutter, es ist einzig in der Natur, es ist anhaltender Instinct, der nie sich mindert, aber auch nicht nachahmen läßt. Die armen, verlassenen Kinder werden es früh genug fühlen, daß sie keine Mutter haben! Sie gleichen der Blume, welche im engen Raume eines Topfes blüht, sie wächst und gedeiht, aber nicht gleich jener, welche die Mutter Erde in ihrem Schooße ernährt.

Urtheile ich unbillig? Ein Beyspiel, das ich aus tausend ähnlichen wähle, soll's stärker beweisen.

Marie war die Tochter eines Landkrämers, der sich und seine treue Gattinn durch emsigen und redlichen Fleiß wohl ernährte. Sie gebar ihm drey Kinder, und starb, als sie ihn mit dem vierten erfreuen woll-

te. Marie war die älteste unter ihren Geschwistern, und noch nicht sechs Jahre alt, als man ihre gute Mutter zu Grabe trug. Ihr Vater fühlte den Verlust der geliebten Gattinn tief, tiefer als viele andere, weil sie ihm drey unerzogene Kinder hinterließ, und sein kleiner Handel ihm nicht erlaubte, daheim zu sitzen, und die Verlassenen zu pflegen.

Um ihnen eine neue Mutter zu geben, suchte er eilend unter den Töchtern des Landes eine zweyte Gattinn, nicht wahre, echte Liebe, sondern Nothwendigkeit bestimmte seine Wahl. Sein Herz trauerte noch um die Verlorne, es war diesem gleichgültig, welche er wählen würde, sein Verstand rieth ihm nur, eine fleißige und gute Wirthinn zu suchen, er glaubte sie in der Tochter eines benachbarten Krämers zu finden, und zog nach vier Wochen sein Trauerkleid aus, um sie als seine Frau heim führen zu können.

Beym ersten nöthigen Abschiede empfahl er ihr mit nassem Blicke seine Kinder, sie versprach Erfüllung, aber sie vergaß nur allzu bald ihre Zusage. Es waren nicht ihre Kinder, ihr Herz fühlte keinen Drang zur nothwendigen Pflege, sie vernachlässigte solche auf eine auffallende Art, und wie der Vater wieder kehrte, hatte man Mariens jüngste Schwester schon begraben.

Wohl ihr, sprach der Vater im wehmüthigen Tone, wohl ihr, sie ruht an ihrer Mutter Seite! Bald überhäufte er aber die hartherzige Stiefmutter mit verdienten Vorwürfen, als alle Nachbarn

ihm einstimmig erzählten, daß Mangel an Pflege den Tod des Kindes befördert habe. Der Friede seiner Ehe ward dadurch mächtig gestört, seine zweyte Gattinn widersprach anhaltend und stark, reitzte seinen Zorn oft so mächtig, daß er sie mit Schlägen zum Stillschweigen zwang.

Weh dem Manne, Weh der Frau und tausendfaches Weh über jede Ehe, in welcher Schläge den Kampf der häuslichen Zwistigkeiten entscheiden! Friede und Eintracht, die einzigen Stützen der Ehe, weichen dann unaufhaltsam von dannen, Haß und Zwietracht bereitet sich eine sichere Wohnung, und ladet alle Freunde, eine ungeheure Zahl, zum Mitgenusse ein.

Um seines Lebens wieder froh zu werden, zog der betrogene Gatte aufs neue seinem Gewerbe nach, kehrte nur selten heim, und blickte seufzend zum Himmel, als er einst seinen einzigen Sohn, einen lieben, muntern Knaben, nicht mehr hienieden fand. Ende nur, Ende! sprach er voll Schmerz zu seiner Gattinn, du wirst es dort einst schwer verantworten müssen!

Daß Vorwürfe dieser Art die unempfindliche Stiefmutter noch mehr zum Zorne reitzten, kann man sich leicht vorstellen; ihre Begierde nach Rache suchte Nahrung, und fand sie darin, wenn sie jedes geringe Verbrechen der kleinen Marie mit unnachsichtlicher Strenge bestrafen konnte. Diese duldete im Stillen, weinte freylich oft in geheim auf ihrer Mutter Grab, besaß aber doch Muth und

Stärke genug, die barbarische Behandlung ihrer Stiefmutter zu ertragen. Sie fand in der Folge, daß Schmeicheley der letztern Zorn stillen könne, und mühte sich anhaltend, ihr diese reichlich zu zollen; dadurch gewann sie endlich das Herz der Unedlen, ward besser von ihr behandelt, und versicherte dem heim kehrenden Vater, daß es ihr auch in seiner Abwesenheit wohl ergehe.

Der erfreute Vater suchte sich nun wieder mit seiner Gattinn zu versöhnen, aber seine Mühe gelang nicht, sie haßte ihn herzlich und wünschte ihm oft in geheim den Tod. Sie zeugte kein Kind mit ihm, und nahm dieß immer zum Vorwande, wenn ihre anhaltende, verdrießliche Laune Stoff zu neuen Zänkereyen gab.

Marie war jetzt schon siebzehn Jahr alt, und sollte eben, auf ihre eigene Bitte, künftiges Jahr als Magd in die Dienste eines Bauers treten, als ein kleines Cavallerie-Commando, um die verbothene Getreideausfuhr zu hindern, ins Dorf verlegt wurde. Die Soldaten kamen oft in den Laden, welcher in Mariens Hause zum Verkaufe offen stand. Sie nannten die Krämerinn schön, und diese war eitel genug, diese gemeine Schmeicheley durch wohlfeilen Kauf zu vergelten. Ein junger Unter-Officier bewies sich unter allen am eifrigsten, er kam oft, ohne etwas zu kaufen, scherzte, tändelte, und ward von der eitlen Krämersfrau bald stark und innig geliebt. Ich will nicht untersuchen, ob er nur aus eigennützigerAbsicht oder aus wahrer

Neigung diese Liebe erwiederte, genug, daß er das letztere behauptete, und bald Lohn in Menge erntete.

Um ungehindert mit ihrem Liebhaber buhlen zu können, lud sie ihn oft zum Besuche ein, und um Mariens möglichen Verrath zu hindern, suchte sie die Unschuldige in ähnliche Netze zu verwickeln. Auf ihr Verlangen brachte der Liebhaber die jüngsten und schönsten Soldaten mit sich, welche sich eifrig mühten, in Mariens Herzen Liebe zu wecken. Sie war wirklich reitzend und schön, und daher schon der Mühe werth, die diese rohen Seelen an ihr verschwendeten.

Lange kämpfte, lange widerstand Marie, endlich unterlag sie den Schwüren und Versicherungen eines Einzigen, der ihr anhaltend nachschlich, ihr die Möglichkeit bewies, daß er sie heirathen, und in seiner Heimath mit ihr zufrieden und glücklich leben könne. Sie gestand ihm Gegenliebe, sie erlaubte ihm Küsse, vergalt sogar einige derselben, aber sie kämpfte wacker, und stieß ihn muthig von sich, wenn der Kühne mehr noch fordern wollte.

Die leichtsinnige, treulose Stiefmutter hörte diese Nachricht mit innigem Verdrusse; um — es ist schändlich, aber wahr — um Mariens schlafende Begierden zu wecken, hatte sie oft in ihrer Gegenwart dem Liebhaber Gunstbezeigungen gewährt, die ihre Untreue an ihrem Ehemanne nur allzu deutlich bestätigten; jetzt nahte bald die Zeit seiner Heimkehr, ihr graute vor Entdeckung, sie vermuthete sogar, daß Marie bloß deßwegen so wacker kämpfe,

um ungescheut Verrätherinn werden zu können, und wandte daher alles an, den Fall der Unglücklichen zu befördern, Sie leitete den Kühnen einst selbst zur Nachtszeit nach der Schlafkammer des anvertrauten Kindes, und frohlockte mit inniger Schadenfreude, als sie nachher überzeugt ward, daß ihre Schandthat gelungen sey.

Die unglückliche Marie fühlte ihren Fall tief, sie sah die höllische List ihrer Stiefmutter ein, sie erfuhr sie selbst durch den wirklich liebenden, jetzt bereuenden Liebhaber, und tröstete sich mit der möglichen Hoffnung, daß er wenigstens sein Versprechen halten, und sie heirathen würde. Er erneuerte dieß Gelübde noch oft, als aber die Ausfuhr des Getreides wieder erlaubt ward, und die Soldaten nach ihrem Standquartiere zurück kehrten, da ward auch an ihr das Sprichwort erfüllt, daß ein Soldat in einem jeden Städtchen ein anderes Mädchen wähle. Er gelobte beym Abschiede, ihr stets zu schreiben, er erfüllte sein Gelübde nie, beantwortete keinen ihrer Briefe, in welchen sie ihm in der Folge ihren unglücklichen Zustand entdeckte, und vergebens um Mitleid und Hülfe flehte.

Die betrogene Unglückliche konnte ihn nicht vergessen, das Pfand seiner treulosen Liebe ruhte unter ihrem Herzen, mit jedem Morgen ahndete sie Entdeckung, und mit dieser das Ende ihres guten Rufes, die Verachtung aller Redlichen des Dorfes. Ihre Stiefmutter, welche am leichtesten ihren Zustand argwohnen konnte, entdeckte ihn auch zuerst.

Sie sprach tröstend mit der Leidenden, zeigte ihr Wege und Mittel, wie sie der drohenden Schande ausweichen könne, und wollte sie eben unter einem erdichteten Vorwande zu einer entfernten Anverwandtinn senden, als der Vater unverhofft heim kehrte.

Ein scharfer, anhaltender Blick, welchen dieser am andern Morgen auf Marien warf, vernichtete ihre Verstellung, sie stürzte schluchzend zu seinen Füßen nieder, bekannte ihr Verbrechen und flehte um Mitleid. Er fühlte sein und ihr Unglück tief, aber er vergab, und willigte nicht in den Plan, welchen die Stiefmutter entworfen hatte, und jetzt erneuerte.

Was ich und du so leicht entdeckten, sprach er, kann dem ganzen Dorfe nicht mehr verborgen seyn; man würde größere Verbrechen ahnden, wenn sie sich entfernte, und ihr noch stärkere Verachtung bereiten. Sie muß bleiben, und mag's der ganzen Welt beweisen, daß sie eine sorglose Stiefmutter hatte!

Im ganzen Dorfe behauptete man Anfangs mit Recht, daß die Krämersfrau es mit den Soldaten halte, und ihres Mannes Ehre verkaufe; als man aber Mariens Zustand — wie der Vater weislich voraus sah — schon längst entdeckt hatte, da schwand diese Nachrede, jeder glaubte nun, daß die leichtfertige Tochter die Soldaten so oft ins Haus gelockt, und dadurch ihren Fall selbst befördert habe.

Man erzählte diese Meinung dem Vater offen, man bedauerte ihn, daß er ein so ungerathenes Kind habe, und gab dadurch der listigen Stiefmutter die

herrlichste Gelegenheit, nicht allein ihren guten Ruf zu retten, sondern auch durch erdichtete und heimliche Verleumdung das Herz des Vaters von seinem unglücklichen Kinde abzuwenden. Sie erzählte und bewies ihm durch hundert geschäftige Zeugen, daß sie diesen Umgang nicht geduldet, die Tochter oft vergebens gewarnt habe.

Marie, welche diese schreckliche List nicht ahndete, duldete die Vorwürfe ihres Vaters, die öffentliche Verachtung der Dorfbewohner im Stillen, und achtete sie für eine natürliche Folge ihres unglücklichen Falles. Weh thats ihrem Herzen freylich, daß der Vater, welcher ihr Anfangs so unbedingt vergab, jetzt seine Vorwürfe so hart und anhaltend erneuerte, und nach einigen Wochen ohne Segen, ohne Abschied wieder von ihr schied, aber der heimliche Trost der Stiefmutter, daß sich dieß alles ändern würde, und vorzüglich das Bewußtseyn, daß sie ohne Vorsatz gefallen sey, hielt sie im Sturme aufrecht.

Am Abende vor ihrer Niederkunft, wie sie eines nothwendigen Geschäftes wegen über das Dorf ging, ward sie von einem Haufen muthwilliger Buben äußerst gekränkt, sie entfloh ihrem schrecklichen Spotte mit Mühe, und weinte die ganze Nacht hindurch trostlos. Früh ward sie mit einer Tochter entbunden, und genoß die Freuden einer Mutter im äußerst kargen Maße. Neue Kränkungen verbitterten ihr solche auf die schrecklichste Art. Keiner der vielen Dorfbewohner wollte Pathe des Kindes

werden, jeder entschuldigte sich mit kränkendem Spotte, nur mit vieler Mühe beredete man einen armen Taglöhner, diese nothwendige Pflicht zu erfüllen. Auch dieser war hart genug, wie er das Kind auf seine Arme nahm, in Gegenwart der leidenden Mutter zu sprechen: Komm, armes Würmchen, komm! Da wir dir deinen ehrlichen Nahmen nicht geben können, so wollen wir wenigstens einen Christen aus dir machen!

Diese hartherzige Rede füllte Mariens Herz mit unaussprechlichem Jammer. Ihre Stiefmutter räumte, als alle weggegangen waren, eben das Zimmer auf. Die trostlose Marie sprach hart mit ihr, und bewies — was sie noch nie gethan hatte — mit unumstößlichen Gründen, daß sie ihr allein dieß Unglück, diesen Jammer zu danken habe, nie gefallen seyn würde, wenn sie ihren Fall nicht vorbereitet hätte.

Verdiente Vorwürfe erbittern das Herz des Lasterhaften am meisten, er kann ihnen nichts, als ungestüme Wuth entgegen setzen. Dieß war auch hier der Fall, die Stiefmutter geboth Stillschweigen, die Tiefgekränkte schwieg nicht, und die Grausame schleuderte im Anfalle der Wuth eine Schüssel voll Wasser, die sie eben in Händen hatte, nach ihr hin. Die Schüssel flog vorüber, aber das Wasser bespritzte Marien heftig, sie sank ohnmächtig zurück, erwachte zwar nach anhaltender Bemühung wieder, aber ihr Verstand war auf immer verloren.

Groß muß ihr Leid, tief ihr Jammer gewesen seyn, wenn mit dem Verstande nicht auch Gefühl und Empfindung des Unglücks entfloh, denn man achtete Anfangs ihren Wahnsinn für Verstellung, und suchte diese durch die bittersten Vorwürfe, durch die härtesten Mittel zu entfernen. Endlich überzeugte man sich von der schrecklichen Wahrheit, und überließ sie nun, ohne Hülfe zu versuchen, dem Raube des Wahnsinnes.

Ihr Kind starb nach zehn Wochen, sie hatte es zärtlich geliebt, aber sie sah's ohne Rührung, ohne Thräne zu Grabe tragen. Vielleicht gönnte ihr der Wahnsinn die glückliche Ueberzeugung, daß es ihm jenseits besser, als in diesem Jammerthale, ergehen würde.

Anfangs sprach sie selten und äußerst wenig, saß mit starrendem Blicke in einem finstern Winkel des Zimmers, arbeitete gar nichts, forderte aber auch nie Speise oder Trank. Man machte dem Vater ihr Unglück kund, er eilte zur möglichen Hülfe herbey, aber sie wurde vergebens verwendet. Tiefe Reue und innigen Schmerz fühlte der Alte, als ihn sein unglückliches Kind nicht mehr kannte, ihn mit Verachtung von sich stieß, stets seinen Anblick floh, nie mit ihm sprach.

Wie sich der Frühling nahte, die Bäume grünten und blühten, schien sichs mit Marien zu bessern, sie ward mit einem Mahle lustiger, putzte sich stets so gut, so schön, als sie es vermochte, aber bald artete dieser Putz in Carricatur aus, jeder hellgefärb-

ter Lappen wurde von ihr begierig ergriffen, und ohne Unterschied zu ihrem Putze verwandt. Sie suchte nebenbey jedes Stückchen leeres Papier zu erhaschen, beschrieb's mit sinnlosen Worten, und versiegelte es sorgfältig.

Diese Veränderung dauerte einige Monathe, sie sprach in dieser Zeit immer noch äußerst wenig, that sehr geheimnißvoll, begegnete allen mit sichtbarem Stolze, und lächelte mitleidig, wenn man diesen Stolz rügte. Wenn sie sich, ihrer Einbildung nach, recht auszeichnend und schön geputzt hatte, so ging sie im Dorfe umher spatzieren, grüßte jeden mit einem gnädigen Kopfnicken, machte sich aus einem breiten Blatte einen Fächer, und sah es sehr gern, wenn die losen Dorfjungen als Bediente hinter ihr her schritten, oder gar den Schlepp ihres Kleides trugen.

Einst kam sie athemlos mit einem großen beschriebenen Papiere nach Hause, und machte es allen Anwesenden kund, daß ihr Geliebter sich im Kriege hervor gethan habe, General geworden sey, und nächstens im Dorfe erscheinen würde, um sie als seine Gemahlinn nach der Stadt zu führen. Diese Idee, welche sie wahrscheinlich schon lange im Stillen beschäftigte, blieb nun unauslöschbar vor ihrer Seele stehen, war der Urstoff aller ihrer Reden und Handlungen. Sie stand jeden Tag mit der Gewißheit auf, daß ihr Gemahl heute ankommen würde, und legte sich mit der festen Ueberzeugung nieder, daß er morgen erscheinen würde. Sie verschwendete

jeden Vormittag zu ihrem Putze, der oft äußerst übertrieben war, oft auch nachahmungswürdige Erfindungskraft verrieth. Sie ging jeden Nachmittag ihrem Geliebten entgegen, und kehrte ohne Trauer am Abende zurück, wenn er ganz natürlich nicht erschien. Ihre geschäftige Einbildungskraft schuf sich einen kleinen Karren zur Kutsche um, in welchem sie oft viele Stunden im vollen Staate saß, und es jedem Jungen mit dem freundlichsten Blicke lohnte, wenn er sie darin spatzieren führte.

Als sie eben ein Haufe wilder Jungen auf diese Art spatzieren führte, und sie auf eine höchst übertriebene Art mit hundert Lappen behangen und geputzt war, reiste ich in Geschäften durchs Dorf, und kehrte im Wirthshause zur Mittagszeit ein. Mariens Karren ward nahe bey mir vorüber gezogen, sie sprang eilend herab, und näherte sich mir mit hoffnungsvollem, aber auch erwartungsreichem Blicke. Ich stand, ahndete und fühlte. Lange betrachtete mich die Unglückliche spähend und prüfend, endlich begann folgendes Gespräche.

Marie. Kommen Sie von der Armee?

Ich. Nein, liebes Kind!

Marie (mit verachtungsvollem Blicke.). Liebes Kind? Mit wem glaubt der Herr wohl zu sprechen? Ich bin die Frau Generalinn von Ebsdorf, ich erwarte stündlich meinen Gemahl, und wollte mich nur erkundigen: Ob er (sie legte einen beleidigenden Nachdruck auf dieses Er) seiner Suite nicht begegnet sey?

Ich (mich fassend.) Nein, meine Gnädige, ich war nicht so glücklich.

Marie (sehr freundlich und gesprächig.) O es ist ein schöner, junger, allerliebster Herr! Man kann es wahrlich ein Glück nennen, wenn man ihn kennen lernt! Er hat mich schön gefunden, und bloß aus Liebe geheirathet. Ich bin nur eines armen Krämers Tochter aus diesem Dorfe, aber ich lebe doch, wie Sie leicht sehen können, vollkommen meinem Stande gemäß. Mein lieber Gemahl läßt es mir an nichts gebrechen. Er hält mir Pferde, Wagen und Bediente in Menge. Ich habe ihm schon ein schönes, allerliebstes Fräulein geboren, er liebt es rasend, und hat's zu sich genommen. Das gute Kind muß schon recht groß gewachsen seyn; ich erwarte ihn und sie mit größter Begierde.

Ich konnte nicht antworten, das Gefühl ihres unglücklichen Zustandes nagte an meinem Herzen, sie nahm mein Stillschweigen für Bewunderung ihrer Schönheit. Ja, ja, sprach sie lächelnd, schön bin ich, das haben noch alle, die mich sahen, willig gestanden. Ich wünsche ihnen glückliche Reise, und, wenn Sie etwa ihrer Frau entgegen reisen, so bitte ich, sie in meinem Nahmen zu grüßen.

Sie ging wieder nach ihrem Karren, und lächelte huldreich auf mich herab, als ihn die Buben vorüber zogen. Ich starrte ihr lange nach, endlich trat der Wirth herbey, und erzählte mir ihre ganze Geschichte. Wie ich fortreisen wollte, saß sie in meinem Wagen, und wollte ungeachtet aller Vor-

stellung des Wirthes nicht weichen. Mir that's weh, als er sie mit Gewalt heraus hob, sie schimpfte schrecklich, als ich in den Wagen stieg, und versicherte mich, daß es ihr Gemahl rächen würde.

Erst nach acht Jahren führte mich mein Schicksal wieder durch dieses Dorf. Meine erste Frage war nach Marien. Sie lebte nicht mehr, hatte einige Monathe vorher ihr Jammerleben vollendet. Häufiger Widerspruch hatte sie am Ende rasend gemacht, sie war, mit Ketten belastet, gestorben. Die Idee ihres Wahnsinnes wich auch in der Todesstunde nicht; als der Priester zu ihr ins Zimmer trat, streckte sie ihre Arme nach ihm aus, rief: Mein Gemahl, bist du da? und verschied!

Ihr Vater war schon vorher gestorben. Kummer über seine unglückliche Tochter, und spätere Ueberzeugung, daß ihre Stiefmutter wirklich die ganze Ursache ihres Unglücks war, hatte seinen Tod befördert. Niemand weinte an seinem Grabe, denn sein Kind, welches er, ungeachtet seines Wahnsinnes, zum Erben seines Vermögens eingesetzt hatte, fühlte seinen Verlust nicht, und die treulose Gattinn war frech genug, ihre Freude über seinen Tod auch nicht an seinem offenen Sarge zu verbergen. Sie heirathete bald hernach einen jungen Taglöhner, der Mariens Unglück an ihr im vollen Maße rächet, ihr jeden Tag durch saure Arbeit, durch harte Schläge verbittert.

Heil mir, wenn die Absicht, aus welcher ich diese kleine Geschichte erzählte, nicht unbelohnt bleibt!

Heil mir, wenn ich unter den vielen Tausenden nur ein Mädchen vor Verführung warne, und es ihm einleuchtend darstelle, daß dieser stets Unglück ohne Zahl, Jammer ohne Ende folgt; daß sie alle angenehmen Aussichten des Lebens vernichtet, alle Hoffnungen tödtet, und die Gefallene zur immerwährenden Dulderinn und Büßerinn verurtheilt. Präge dir dieß fest ein, liebes Kind, und überhüpfe diese große Wahrheit nicht mit leichtsinnigem Blicke!!!

Das Hospital der Wahnsinnigen zu P.

Wie ich zu P — in H — wohnte, machte mich mein günstiges Geschick mit dem würdigen und verdienstvollen Arzte bekannt, welchem das in dieser Stadt erbaute große Hospital der Wahnsinnigen Leitung und Aufsicht anvertraut war. Wir sprachen oft von diesen Unglücklichen. Ich sah's so gerne, wenn Hoffnung zur Genesung in seinem Auge glänzte, und hörte es mit größtem Vergnügen, wenn er wirklich durch Kunst und rastlose Bemühung dem schrecklichen Wahnsinne ein Opfer entrissen, den Geretteten wieder in die Arme seiner Verwandten und Freunde zurück gesandt hatte.

Seine Erzählungen weckten Verlangen in mir, das Haus des Jammers in seiner Gesellschaft besuchen zu dürfen, und er war so gefällig, mir meine Bitte zu gewähren. Mein Herz schlug stärker, meine Brust athmete heftiger und schneller, als ein Thürhüther die verschlossene Pforte öffnete, und wir in einen großen, mit hohen Mauern umgebenen Vorhof eintraten.

Es war ein heiterer, warmer Frühlingstag, mehr als zwanzig, meistens noch junge Männer, wallten darin auf und nieder. Keiner sprach mit dem andern, alle schritten tiefdenkend umher, sprachen mit sich selbst, oft laut, oft nur mit ausdrucksvoller Pantomime. Keiner schien die Wärme der wohlthätigen Frühlingssonne zu fühlen, oder Antheil zu nehmen am Wiedererwachen der genußreichen Natur. Zwey derselben mühten sich sogar, jedes Blümchen auf einem großen Rasenplatze zu vernichten, und von einer Hollunderstaude, welche in einer Ecke grünte, die Blätter abzupflücken, und mit einem deutlichen Rachegefühl am Boden zu zertreten. Wahrscheinlich war's öde und wüste in ihrem Herzen, wahrscheinlich konnte ihr Auge, das finsterer Wahnsinn trübte, die grünende Hoffnung nicht ertragen.

Ich überblickte mit traurigem Gefühle die große Anzahl der Wallenden, und fragte meinen Führer hastig: Ob diese alle der fürchterliche Wahnsinn mit seinen schwarzen Fittigen decke? Sein trauriges Ja mehrte mein Mitleid, aber echte, theilnehmende

Freude füllte mein Herz, als er mich mit dem festen Tone der Ueberzeugung versicherte, daß er von allen diesen noch Besserung hoffe, und rastlos an ihrer Genesung arbeite.

Wir traten vorwärts; viele grüßten uns lächelnd und freundlich, nur einige gingen mit trotziger und finsterer Miene vorüber.

Eben wollte ich nach der Ursache dieses auffallenden Unterschiedes forschen, als mir mein Freund erzählte, daß ihm der finstere Blick der Wenigen weit besser, als der freundliche Gruß der Uebrigen behage. Erfahrung, sprach er, hat mich überzeugt, daß baldige Genesung erfolgt, wenn sich der arme Kranke vor mir verbirgt, oder mich mit finsterm, zurück schreckendem Blicke bewillkommt. Er fühlt, er ahndet eine Veränderung seines Zustandes, er trennt sich höchst ungerne von seiner Lieblings-Idee, sieht ein, daß meine Arzeney diese Veränderung verursacht, haßt und flieht beyde, weil der Kampf der zurück kehrenden Vernunft nur schwach beginnt, und der stärkere Wahnsinn noch stets den Sieg erringt.

Im Hintergrunde des Vorhofes stand ein großer, runder Thurm vor meinem Blicke. Kleine, vergitterte Fenster, das dumpfe Kettengerassel, welches daraus ertönte, gaben ihm das Ansehen eines Gefängnisses, und bewiesen zugleich, daß man Wahrheit geahndet habe. Ich schauderte zurück, als mir mein Freund kund machte, daß in diesem Gefängnisse nur schuldlose Menschen schmachteten, welche meistens ohne Hoffnung die Beute des Wahnsinnes

wären, oft hart gefesselt werden müßten, damit sie im Anfalle der Raserey nicht ihre Wohlthäter und Wärter unglücklich machten.

Nie fühlte ich's lebhafter, als jetzt: Welch ein kostbares Kleinod die Vernunft sey! Nur sie unterscheidet den eingebildeten, stolzen Menschen vom reissenden, grimmigen Thiere! Ohne sie muß er, gleich diesem, um unschädlich zu seyn, mit Ketten belastet und im Kerker verwahrt werden! Allmächtiger, gütiger Schöpfer! Sie ist das Meisterstück deiner Allmacht, ein Theil deines göttlichen Urstoffs, und doch — O daß ich nicht Ankläger meiner Mitbrüder werden müßte! — und doch achtet man dein unschätzbares Geschenk so wenig! Eine nahmenlose Menge spielt und tändelt mit ihr gleich einer Puppe, gibt sie den wilden Leidenschaften zum Raube, und läßt sie schmachten und mißhandeln unter ihrer Geißel! Nur wenige schätzen, bilden sie, und suchen durch sie zu schöpfen im Meere der höhern Kenntnisse, sich an ihrer Hand der Urquelle des echten Glückes zu nahen. O daß meine Stimme der Stärke meines Gefühls gleichen möchte, sie würde wie Posaunenruf des letzten Gerichts durch die weite Welt ertönen, und jedem Bewohner derselben zurufen: Mensch! achte den Werth deiner Vernunft! Ohne sie gleichst du dem Löwen, welchen man im eng vergitterten Kasten zur Schau umher führt. Ohne sie bist du undankbarer als ein Hund, der die nährende Hand seines Wohlthäters dankbar leckt!

Der Arzt führte mich durch die Thür des Thur=

mes nach einem großen, runden, aber sehr reinlichen Saale. Ich stand zögernd an der Thür stille. Stärkeres Gerassel der Ketten und schallende, zankende Stimmen schreckten mich zurück. Mein Auge blickte furchtsam in die Höhe, aus welcher beydes herab ertönte.

Ein breiter Gang, zu welchem in einer Ecke des Saales eine kleine Wendeltreppe empor führte, lief rings in der Mitte seiner Höhe an der Wand umher. Ich sah in dieser viele kleine Gemächer, in welche man durch den Gang gelangen konnte, aller Thüren standen offen, aus welchen hier und da ein armer Wahnsinniger mit scheuem, oft fürchterlichem Blicke hervor guckte, und dieß schrecklichen Lärm verursachte.

Diese Unglücklichen waren meistens nur mit einem langen, leinenen Hemde bekleidet, weil sie, nach der Versicherung des Arztes, keine andere Kleidung duldeten. Ihre Füße waren mit Ketten belastet, welche sie hinderten, den Gang zu betreten, nur, wenn sie den Kopf vorwärts bogen, konnten sie aus ihrem kleinen Gemache heraus gucken.

Als mich endlich der Arzt vorwärts führte, traten noch mehrere in die Thür ihres Gemachs, sprachen laut, schnell, aber unverständlich, und winkten uns, näher zu kommen.

Zwey noch junge, sehr sauber und anständig gekleidete Officiere gingen ganz allein und ohne Ketten mit in einander geschlagenen Armen im Saale auf und nieder. Ihr Blick hing am Boden, sie

schienen uns nicht zu sehen, wenigstens nicht zu achten. Mein Blick folgte ihnen, mein Herz war gepreßt, es suchte und hoffte Erleichterung, indem ich meinen Freund fragte: Ob diese nicht auch bald genesen würden?

Nie! antwortete der Arzt im festen Tone der Ueberzeugung. Nie! wiederhohlte er mit einem Seufzer, sie werden bis ans Ende ihres Lebens so auf und nieder wallen, immer Plane zur Beförderung ihres eingebildeten Glückes entwerfen, und sie doch nicht ausführen können! O es sind äußerst merkwürdige Menschen, fügte er hinzu, wenigstens spielt hier die Natur sehr geheimnißvoll und eben so wunderbar. Hätte ich nicht selbst so oft die Sympathie, sammt allen ihren Wirkungen mit Macht und Kraft bestritten, ich würde hier einen der stärksten Beweise ihres Daseyns finden.

Diese Rede machte mich aufmerksam, ich forschte weiter, und fand meinen Freund willig, sich näher zu erklären.

Diese beyden Officiere, erzählte er mir, standen zu verschiedener Zeit in der Residenzstadt eines kleinen Fürstenthums auf Werbung. Am Hofe desselben lebte eine junge, sehr reiche und eben so schöne Dame, beyde verliebten sich heftig in sie, beyde liebten hoffnungslos, wurden melancholisch und endlich wahnsinnig. Ihr hartes Schicksal brachte sie hier zusammen. Es ist sicher und erwiesen, daß sie sich vorher nie sahen, nie kannten, denn, wie der Große, Hagere schon hier als ein Wahnsinniger

schmachtete, ward der Kleinere erst von einem ganz andern Regimente nach dieser Stadt auf Werbung gesandt, aber in eben dem Augenblicke, in welchem er nachher wenigstens vier Jahre später in meiner Gegenwart in diesen Saal geführt ward, eilte ihm der erstere mit offenen Armen und dem lebhaftesten Gefühle reiner Freude entgegen, umarmte ihn zärtlich und küßte ihn unzählige Mahl.

Von diesem Augenblicke an sind sie unzertrennliche Gefährten, scheinen immer nur einen Sinn, einen Gedanken zu haben, nur ein einziges Wesen auszumachen. Alle ihre Bewegungen und Handlungen, selbst die Befriedigungen aller ihrer Instincte sind einander gleich, geschehen auf einerley Art und zur nähmlichen Zeit. Sie essen, trinken, wachen und schlafen mit einander. Hört der erstere auf zu essen, so folgt der andere sogleich nach, läßt dieser die Hände sinken, so sinken auch die Hände des erstern. Lächelt er, so lächelt jener auch, kurz zu seyn — Ich beobachte sie schon vier Jahre, und habe noch nie an einem dieser seltenen Freunde irgend eine Empfindung, Gefühl oder Stellung bemerkt, welche der andere nicht zugleich, ohne ihn anzublicken, nachahmte. Sie gleichen vollkommen den fremden Vögeln, welche man die Unzertrennlichen nennt, weil sie stets neben einander sitzen, mit einander fressen und trinken.

Einst wagte ich's, sie zu trennen, aber beyde raseten schrecklich, und sanken einander wonnetrunken in die Arme, wie ich sie wieder zusammen führ-

te. Merkwürdig, aber durch die sorgfältigste Beobachtung ist es überdieß erwiesen, daß sie nie ein Wort mit einander, oder mit irgend einem Menschen sprachen. Sie gehen meistens still, ohne jemanden zu beleidigen, im Saale auf und nieder, stehen nur selten stille, und suchen dann durch gleichförmige, aber äußerst ausdrucksvolle Pantomime ihren Schmerz, ihren Kummer auszudrücken. Wenn die Uhr im Saale Zehn schlägt, so eilen sie hastig ins Bett, und stehen mit dem ersten Schlage der sechsten Stunde wieder auf.

Sie putzen sich stets sorgfältig, und bringen oft zwey Stunden an ihrer Toilette zu, sie zittern und beben, wenn ich sie in die freye Luft führen lasse, sie können den Anblick der Sonne nicht ertragen, und sinken ohnmächtig zu Boden, wenn ich sie mit Gewalt der Wirkung ihrer Strahlen aussetze, aber wenn der Mond sich füllt, so stehen sie oft um Mitternacht auf, und starren sehnsuchtsvoll nach ihm hinauf. Wenn ein Frauenzimmer in den Saal tritt, so eilen sie hastig auf sie zu, blicken ihr forschend ins Gesicht, weichen aber trauernd zurück, wenn sie diejenige nicht fanden, welche sie wahrscheinlich suchten.

Da ich vor zwey Jahren bemerkte, daß sie jedes Stückchen Papier eifrig sammelten, zugleich darnach griffen, und, war das Stückchen auch noch so klein, sich redlich darein theilten, so befahl ich ihnen, in meiner Gegenwart Feder, Dinte und Papier zu reichen. Sie ergriffen alles mit größter

Begierde, setzten sich sogleich zum Tische, schrieben lange und anhaltend, formirten endlich einen Brief, und steckten ihn in einen kleinen Ritz der Mauer. Ich harrte mit Ungeduld auf den Augenblick, in welchem ich mich dieser Briefe bemächtigen könne, ich war äußerst begierig zu sehen, ob sie auch gleichförmig dachten und schrieben, aber ich ward in meiner Erwartung ganz betrogen, weil beyde Briefe leer, und in keinem der kleinste Federzug enthalten war.

Keine Arzeney wirkt auf ihre Körper, meine ganze Kunst wird an ihnen zur Stümperinn, ich muß sie ganz ihrem unglücklichen Schicksale überlassen, und als Menschenfreund hoffen, daß der Tod ihr Leiden bald enden wird. Ich hoffe dieß mit Zuversicht, weil eine starke Abzehrung an ihrem Körper nagt, die ich eben so wenig zu hindern im Stande bin.

Vor Jahresfrist wagte ich eine kleine List, und hoffte große Wirkung von ihr. Ich schrieb im Nahmen der Dame, deren Schönheit sie unglücklich gemacht hatte, tröstend an beyde, machte ihnen entfernte Hoffnung, und suchte sie dadurch aus ihrer körperlichen Unempfindlichkeit zu wecken, aber mein Vorsatz mißlang vollkommen, sie stießen die Briefe mit Verachtung und zornigem Blicke zurück, waren nicht zu bewegen, sie zu öffnen, ob ich ihnen gleich erklärte, daß die schöne M — aus B — sie durch mich an sie abgesandt habe. Selbst ihr Nah-

me machte keinen Eindruck auf sie, und die Hoffnung zu ihrer Rettung schwand nun ganz.

Mein Gefühl war bey dieser Erzählung mannigfaltig und schmerzhaft. Mein Ohr horchte, mein Auge beobachtete die Wandelnden, und überzeugte sich bey jeder gleichförmigen Bewegung, daß mein Freund Wahrheit spreche. Ich hätte so gerne mit den Leidenden gesprochen, wurde aber bald überzeugt, daß die Befriedigung dieser Hoffnung eine wahre Unmöglichkeit sey, denn sie achteten meiner und des Arztes nicht, schienen es gar nicht zu hören, wenn dieser sie fragte, und wandelten stillschweigend vorüber.

Wer wagts — wer kann das Gefühl, die Jahre lang dauernden, immer sich ganz gleichen Handlungen dieser Unglücklichen erklären? Viele geheime Wirkungen der Natur liegen noch verborgen vor unserm Blicke, wir forschen vergebens, können nur staunen und anbethen.

Mein Freund führte mich jetzt nach der kleinen Treppe, welche zu den Gemächern der geketteten Wahnsinnigen empor führte. Er fragte nach dem Wärter derselben, weil nur sein Anblick die Raserey der Unglücklichen dämpfen konnte. Er war nicht zu Hause, aber seine Tochter, eine starke, nicht häßliche Dirne erschien, und versicherte mich mit einem zufriedenen Blicke — der mein Gefühl empörte — daß mir in ihrer Gesellschaft kein Leid widerfahren würde.

Sie ging voran, ich und mein Freund folgten.

Beym ersten Gemache blieben wir stehen. Ein schöner, noch nicht vier und zwanzig Jahr alter Jüngling lag ausgestreckt am Boden, stützte sein Gesicht auf seine Hand, und trillerte eben ein bekanntes Volksliedchen. Er grüßte uns freundlich, wie wir näher traten, und trillerte weiter.

Der Arzt. Nun? wie gehts ihnen?

Der Wahnsinnige. Gut, herrlich! Was soll mir abgehen? Hätte mir eher den Tod eingebildet, als daß man in einem Narrenhause so angenehm und schön bewirthet werden sollte. (Mich anblickend und nochmahls grüssend.) Votre Serviteur, Monsieur! Besuchen Sie uns auch? Wollen wahrscheinlich sehen: Wie wir hier leben? Ich versichere Sie: Schön und herrlich! Was kann ich mehr fordern? (In seinem Gemache umher deutend.) Ich habe ein prächtig meublirtes Zimmer, und mein schöner, allerliebster Engel, (der Tochter des Wärters den Fuß küssend) unsere brave Köchinn, kocht uns die besten Speisen! Mir geht nichts ab! Gar nichts! Ich lebe herrlich und zufrieden! Hätte mich der Teufel nicht auf einer Misttrage herein getragen, so wäre ich ja glücklicher, als ein König! Aber nicht wahr, mein schönes Kind, (zur Köchinn) deßwegen lieben Sie mich doch von Herzen? — —

Ein Wahnsinniger trat jetzt gerade uns gegenüber in die Thür seines Gemachs, und begann gräßlich und unverständlich zu schreyen. Der muntere Jüngling blickte hinüber.

Hören Sie doch, sprach er lächelnd, wie der Kerl tobt! Was spricht er denn für eine Sprache? Ich verstehe Wälsch, Französisch, Deutsch und Latein, aber das verstehe ich nicht! Es gibt mancherley Sprachen in der Welt, der Geyer mag sie alle lernen!

Apropos! Herr Doctor, Sie müssen erlauben, daß ich morgen zur Ader lasse. Ich schlafe so unruhig, und wenn der Monsieur Teufel mir wieder einmahl eine Visite macht, so bin ich nicht stark genug, den Kerl zur Thür hinaus zu werfen, und hiermit Punctum. Ich will schlafen gehen! (Er stand auf, und warf sich auf sein Bette) Angenehme Ruhe, Allerseits! Angenehme Ruhe!

Er legte sich nun auf die Seite, und schien sogleich zu schlafen. Wir traten seitwärts, meine erste Frage war: Ob mein Freund Hoffnung habe, den Unglücklichen wieder herzustellen? Er zuckte zweifelnd die Achseln. Noch, sprach er, schätze ich ihn nicht ganz für verloren, aber ich habe auch wenig Hoffnung. Er ist erst sechs Monathe unter meiner Obsorge, ändert sichs nicht bald mit ihm, so wird meine Bemühung zwar nicht wanken, aber die Ueberzeugung sich auch mit jedem Tage befestigen, daß ich vergebens arbeite (lächelnd.) Sie wünschen seine Geschichte zu wissen, ich will sie Ihnen in Kürze erzählen.

Er ist das einzige Kind armer Aeltern, des Vaters Bruder studierte, schwang sich durch Genie bey Hofe empor, und nahm den hoffnungsvollen

Jüng=

Jüngling zu sich, um ihn durch sein Ansehen zu unterstützen, und, weil er kinderlos war, einst zum Erben seines ansehnlichen Vermögens einzusetzen. Der Jüngling lernte und studierte mit anhaltendem Fleiße, ward bald der Liebling seines Onkels, erhielt von ihm, was sein Herz nur wünschen konnte.

Schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre ward er zum Doctor der Rechte auf der Universität promovirt, sollte bald hernach einen einträglichen Dienst antreten, und die Tochter eines sehr reichen Kaufmanns heirathen. Ob diese Heirath gleich der Lieblingsplan seines Onkels war, so widersetzte sich der Neffe doch mit Ernste derselben. Der Onkel forschte in geheim nach der möglichen Ursache, und entdeckte bald, daß der feurige Jüngling ein schönes Stubenmädchen zärtlich liebe, ihr die Ehe versprochen habe, und eben deßwegen die vortheilhafte Heirath so standhaft ausschlage.

Ohne die mögliche Wirkung zu überlegen, sandte der Alte die Geliebte seines Vetters in geheim, ohne daß der letztere ein Wort davon erfuhr, nach einer entlegenen Stadt, und hoffte mit Zuversicht, daß Abwesenheit diese Liebe heilen würde. Der Jüngling ging voll Verzweiflung umher, als er sich von seiner Inniggeliebten getrennt sah, und wahrscheinlich muthmaßte, durch welche Hand er getrennt wurde. Schon am dritten Tage war auch er aus der Hauptstadt entflohen, und alle Nachfrage nach ihm vergebens.

Man hoffte, ihn bey seiner Geliebten wieder zu finden, aber er erschien nicht; endlich bangte man für sein Leben, und beschrieb im ganzen Lande seine Person und Kleidung. Auch ich las sie, und erstaunte, als einige Bauern ihn einst auf einer Trage ins Spital brachten, und mir erzählten, daß sie ihn im tiefen Walde halb todt gefunden hätten, aus seinen verwirrten Reden schließen müßten, daß er wahnsinnig sey.

Ich glaubte das Letztere nicht, behandelte ihn mit Sorgfalt und Vorsicht, und hoffte, daß mit den körperlichen Kräften auch sein Verstand zurück kehren werde; aber mein Bißchen Kenntniß betrog mich dieses Mahl schrecklich, mit den Kräften mehrte sich auch sein Wahnsinn, er drohte, den Wärter mehr als einmahl zu erdrosseln, und ich mußte ihn fesseln lassen.

Ich correspondirte vorher schon mit seinem Onkel, und schrieb ihm jetzt, daß wahrscheinlich er nur den Unglücklichen retten könne, wenn er ihm seine Geliebte wieder schenke, und die Heirath mit ihr erlaube. Ehe ich Antwort von ihm erwarten konnte, erschien der redliche Alte selbst, und brachte die Geliebte seines unglücklichen Neffens mit sich.

Ich bereitete diesen auf beyder Empfang vor, aber er schien meine Erzählung gar nicht zu achten, scherzte über andere Dinge, und war lustig und fröhlich. O bester Freund, vergessen will ich die rührende Scene nie, als ich endlich den guten Al-

ten sammt der Geliebten an sein Bett führte. Sie war rührend und herzangreifend!

Der Alte wollte den längst entbehrten Liebling umarmen, aber der Unglückliche stieß ihn von sich, weil er ihn für den Teufel ansah, der ihn zu hohlen käme. Seine Geliebte reichte ihm schluchzend die Hand, aber wir mußten alles anwenden, um sie seinen Händen zu entreissen, weil er sie für untreu hielt, und mit aller Gewalt morden wollte. So sehr sich beyde mühten, ihn von seinem unglücklichen Irrthume zu überzeugen, so war doch jede Mühe vergebens, er rasete anhaltend und schrecklich, und ich war gezwungen, die Hoffenden trostlos fortzuschicken.

Früh fand ich ihn wieder fröhlich und lustig, er erzählte mir mit lachendem Munde, daß er gestern mit dem Teufel gekämpft, und sein ungetreues Mädchen ermordet habe. Jetzt, rief er munter aus, bin ich wieder frey und ledig, kann mich nach Gefallen in eine andere verlieben.

Ich wagte es nicht, seine Freunde wieder vor sein Bett zu führen, und sandte sie mit dem Versprechen heim, daß ich alles anwenden würde, um ihn gerettet in ihre Arme zu liefern, aber noch bin ich nicht vorwärts geschritten. Die Idee vom Kampfe mit dem Teufel sitzt fest in seiner Seele, er erneuert sie oft jeden Tag, und raset dann fürchterlich! —

Sein trauernder Onkel schreibt mir jeden Posttag, und will jetzt das arme Mädchen zur Erbinn seines ganzen Vermögens einsetzen, damit er doch,

nach seinem eigenen Ausdrucke, auf einer Seite die große Sünde versöhne, zu welcher ihn sein Ehrgeitz und zu große Habsucht verleitet hat.

Ich blickte nochmahls ins Gemach des Unglücklichen, er schlief sanft; ich hätte es ihm so gern zugeflüstert, daß sein Mädchen treu und glücklich sey, aber der Gedanke, daß er mich für den Teufel halte, und mir meine Absicht mit Tode lohnen könnte, hielt mich zurück.

Wir gingen weiter, und standen am zweyten Gemache. Eine lange, hagere Figur mit hohlen Wangen und fürchterlich rollendem Auge saß an einem kleinen Tische, auf welchem viele Stücke Papier umher lagen. Der Unglückliche hatte eine Feder in der Hand, starrte ein vor sich liegendes Papier an, und sprach ohne Unterlaß, indem er eine Summe zu addiren schien: Eins und Eins ist Eins! Eins und Eins ist Eins! — Sichtbare Angst herrschte in seinem ganzen Gesichte, so oft er diese Worte aussprach, und doch wiederhohlte sie sein Mund beständig.

Eben wollte ich meinen Freund nach der Ursache seines Wahnsinnes fragen, als dieser sich dem Unglücklichen näherte, und ihm heftig ins Ohr schrie: Eins und eins ist zwey! — Ist zwey! seufzte der Aermste. Ist zwey! wiederhohlte er lächelnd, legte die Feder nieder, und wischte die Schweißtropfen von seiner Stirn.

Das ist die einzige Wohlthat und Hülfe, sprach jetzt der Arzt zu mir, die ich dem Unglücklichen ge-

währen kann, nur Schade, daß sie so kurz dauert, oft nur einen Augenblick fruchtet. Geben Sie Acht, ehe eine Minute vergeht, wird er wieder zu addiren beginnen, und wieder: Eins und Eins ist Eins! ausrufen. Die Prophezeyung des Arztes ward früher erfüllt, denn wie ich nach ihm hinblickte, nahm er schon wieder die Feder in die Hand, und wiederhohlte diese Worte unaufhörlich.

Mein Freund stand traurig da, und blickte seufzend gen Himmel. Sollten sie's wohl glauben, sprach er mit warmem Gefühle, daß dieses Wort, dieser elende Rechnungsfehler, den jeder Schulknabe beym ersten Anblicke finden würde, einem geschickten, rechtschaffenen Manne seinen Verstand, sechs unerzogenen Kindern einen würdigen Vater, und einer zärtlichen Gattinn ihren Mann rauben konnte? Und doch geschah's! Ach! unser Verstand ist ein elendes Ding: Prinz Hamlet hat Recht, wenn er ihn für eine Stecknadel feil biethet, wir verlieren ihn oft über Dinge, die diesen Werth nicht enthalten.

Meine Neugierde war heftig gespannt, ich wünschte, den Unglücklichen näher zu kennen, und mir ward Erhörung!

Friedrich H — hatte sich durch emsigen Fleiß und echtes Verdienst eine Stelle bey der Staats-Casse erworben, welche ihn wohl ernährte, und erlaubte, seine Geliebte als Frau heim zu führen. Er lebte mit ihr zufrieden und glücklich, sie gebar ihm sechs Kinder, welche gesund und munter heran wuchsen,

und dem zärtlichen Vater manche Freude gewährten, wenn er nach vollbrachten Dienststunden in die Arme seiner Familie zurück kehrte. Er lebte nicht sparsam, aber häuslich; konnte zwar bey so zahlreichen Kindern nicht sammeln, aber er gab auch nie mehr aus, als er einnahm. Er liebte Ordnung und Richtigkeit im äußersten Grade, trieb sie oft bis zur Aengstlichkeit, aber niemand verdachte ihm dieß, weil er jährlich Millionen einzunehmen und auszugeben hatte, und bey so großen Summen äußerste Aufmerksamkeit erfordert wurde. Seine Casse mußte jährlich vier Mahl untersucht werden, man kannte seine Redlichkeit und Treue, wollte aus dieser Rücksicht ihm oftmahls den Abschluß ersparen, aber er war nie zu bewegen, diese Wohlthat anzunehmen, und bath dringend, daß man das Gesetz streng an ihm erfüllen möge.

Einst nahte wieder die Untersuchungszeit, er kam später, als gewöhnlich, aus dem Amte, brachte immer viele Rechnungen mit sich, verschloß sich in sein Zimmer, und besuchte nicht, wie gewöhnlich, seine Kinder. Er lag schlaflos an der Seite seines Weibes, und antwortete nicht, wenn sie nach der Ursache seiner Seufzer forschte.

An einem Morgen, dessen vorhergehende Nacht er in seinem Zimmer durchwacht hatte, ließ er sein Weib und Kinder zu sich rufen, er entdeckte der erstern weinend und händeringend, daß ihm in seiner Casse zehn tausend Gulden mangelten, daß ein ungewissenhafter Beamte ihn um diese Summe

betrogen haben müsse, er nun hingehen wolle, um diesen Rest anzuzeigen, und sich freywillig den harrenden Ketten zu überliefern. Er umarmte sein trostloses Weib, segnete seine Kinder, macht dem erstaunten Präsidenten den großen Rest bekannt, und ging, ohne daß dieser es geboth, nach dem Gefängnisse.

Man untersuchte sogleich seine Casse, fand, seiner abgeschlossenen Rechnung gemäß, den Rest richtig, und übergab die Rechnung zur nähern Revision einem andern Rechnungsverständigen. Jeder, der den Redlichen kannte, bedauerte ihn, und obgleich der Unglückliche der Verleumdung am meisten bloß gestellt ist, so glaubten doch alle einstimmig, daß ein Listiger ihn betrogen habe, er nun für fremdes Verbrechen büßen müsse.

Schon am andern Morgen erschien der Redliche, welchem die Revision der Rechnung anvertraut war, mit heiterm Gesichte vor dem Präsidenten, und bewies sonnenklar, daß der rechtschaffene H — keinen Pfennig restire, sich nur auf eine unbegreifliche Weise im Lateriren um die Summe von zehn tausend Gulden verstoßen habe.

Der erfreute Präsident sandte sogleich nach dem Gerechtfertigten ins Gefängniß, er versammelte, ehe er anlangte, die vielen Beamten seines Departements in seinem Zimmer, und wollte in ihrer Gegenwart den Unglücklichen von seiner Unschuld überzeugen. Ein Lärm auf der Gasse machte ihn bald aufmerksam, er sah hinab, und bereuete es jetzt

herzlich, daß er aus wahrer Freude zu rasch gehandelt habe. Er hatte ohne weitern Befehl nach dem Gefangenen gesandt, man ahndete Verhör, und führte ihn mit Wache durch die Gasse. Der neugierige Pöbel strömte bald herbey, und überhäufte den Unglücklichen mit Beschimpfungen mancher Art.

Ich muß, ich will dieß Versehen schon wieder durch die herrlichste Genugthuung tilgen, sprach der Präsident, und harrte des Kommenden. Er trat mit blassem Angesichte und verzweiflungsvollen Blicken ein, der Präsident eilte ihm entgegen, und umarmte ihn zärtlich. Sie sind unschuldig, rief er aus, ganz unschuldig! Ich bitte tausend Mahl um Vergebung, daß ich Sie aus wahrer, aber zu rascher Freude dem Spotte des Pöbels aussetzte, aber ehe eine volle Stunde vergeht, soll ihre Unschuld durch den Trommelschlag in der Stadt bekannt gemacht werden. Ich will Sie in meinem Wagen nach Hofe führen, und dem Monarchen als einen seiner treuesten Diener vorstellen.

Friedrich schien den Inhalt dieser Rede nicht zu fühlen, er starrte stillschweigend vor sich hin. Kommen Sie, fuhr der Präsident fort, und überzeugen Sie sich, daß Ihr ganzer Rest nur ein Additions-Fehler war. Er führte Friedrichen nun selbst nach einem Stuhle, legte ihm die Rechnung vor, und bath ihn, diese einzige Seite zu addiren. Friedrich erfüllte den Befehl auf der Stelle, er addirte vollkommen richtig, wie er aber an zwey Ausgabs-Summen kam, von denen jede einzelne zehn tausend Gulden

betrug, und welche eben neben einander standen, so sprach er: Eins und Eins ist Eins! Ist ja zwey, und folglich zwanzig tausend, rief der Präsident frohlockend aus, und alle Anwesenden jubelten mit ihm. Ist zwey! Gott im Himmel! Ist zwey! lallte Friedrich nach, und sank ohnmächtig vom Stuhle.

Man hatte große Mühe, ihn wieder zu wecken, und noch größere, um sich von der schrecklichen Gewißheit zu überzeugen, daß sein Verstand verloren sey. Er sprach irre, und begann fürchterlich zu rasen; man mußte ihn binden, um ihn nach seiner Wohnung zu führen.

Das Leiden der guten Gattinn muß schrecklich gewesen seyn, als sie ihren guten Mann gerechtfertigt, aber auch wahnsinnig erblickte. Man glaubte Anfangs, daß ein hitziges Fieber seine Raserey enden würde, aber sie dauerte fürchterlich fort, und da seine Gattinn und Kinder sich oft aus Liebe zu ihm der Todesgefahr aussetzten, er einst beynahe den ältesten Knaben erdrosselte, so ward er auf Befehl des Monarchen hierher geführt, und meiner Sorge anvertraut.

Sein armes Weib genießt mit ihren verlassenen Kindern bis an ihren Tod den ganzen Gehalt ihres Mannes. Der größte und möglichste Ersatz für ihr Leiden, aber auch der kleinste für ihre immer noch fortdauernde Liebe. Erst vor einigen Monathen besuchte sie ihn, er kannte sie nicht. Ihr Jammer war gränzenlos, aber ich konnte ihn nicht einmahl

durch Hoffnung lindern, denn sein Verstand wird nie wieder kehren.

Nur mit anhaltender Sorgfalt konnte ich seine immer dauernde Raserey mindern, aber sie kehrt noch oft zurück, und er muß aus nothwendiger Vorsicht Fesseln tragen. Ich darf es ihm nie an Papier und Schreibgeräthe mangeln lassen, dieß beruhigt ihn mehr, als alle Arzeneyen, er rechnet dann ohne Unterlaß, spricht immer: Eins und Eins ist Eins, und wenn ich oder ein anderer ihm zurufe: Ist zwey! so scheint zwar ein noch glimmender Funke seiner Vernunft die Wahrheit zu fassen, aber sie schwindet oft in dem Augenblicke wieder, in welchem er sie zu fassen sucht.

Mein Gefühl fand keine Worte, ich weihte dem Unglücklichen eine Thräne, und folgte stillschweigend zum dritten Gemache.

Ein kleiner, blasser, noch junger Mann huckte in der Mitte desselben. Seine Kette, an welche er angeschlossen war, reichte nicht bis zur Thür, er blickte sehnsuchtsvoll nach uns heraus, küßte, gleich Kindern, seine Hand, und warf diese Küsse unserer Führerinn zu. Das ist mein Schatz! das ist mein Schatz! sprach er leise, und mit einer Miene, die mein ganzes Mitleid heischte. —

Treten Sie nicht näher! rief der Arzt, und riß mich zurück, als ich mich ihm nahen wollte. Er ist, fuhr er fort, unter allen meinen Patienten der gefährlichste und voll Heimtücke, er sucht jeden mit dieser unschuldigen Miene zu locken, und würde sie

sicher morden, wenn sie ihm an Stärke und Kräften nicht überlegen sind. Ich kann seinen Zustand nicht lindern, bald wird er auch die Sprache verlieren, die ihn noch allein vom Thiere unterscheidet. Ich muß ihm als wahrer Menschenfreund das Ende seiner Leiden, den Tod wünschen, ob mir gleich eine sehr große Summe gebothen ist, wenn ich ihn wieder gesund machen könnte.

Sein Nahme und seine Geschichte ist ein Geheimniß, das ich zu verschweigen versprach. Er ist der einzige Zweig einer sehr berühmten und reichen Familie, er ward ein Opfer der Liebe, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.

Indem ich noch ein Mahl auf ihn blickte, und mich unmöglich überzeugen konnte, daß eine so leidende und anziehende Miene so schreckliche Heimtücke verrathen könne, trat der Wärter zu uns, welcher eben nach Hause gekommen war. Er sah, daß sich der arme Leidende, vielleicht in einem Anfalle von Raserey, sein langes Hemde am Halse zerrissen habe, er trat zu ihm, um das gelösete Band wieder zu befestigen. Ich staunte, als sich bey seiner Annäherung die Miene des Leidenden mit einmahl veränderte, er klapperte, gleich einem wilden Thiere, mit den Zähnen, schnappte oft nach der Hand des Wärters, und schmiegte sich nur dann furchtsam in Winkel, als dieser ihn äußerst rasch anredete, und Ruhe geboth.

Armer, bedauernswürdigster Unglücklicher, auch ich wünsche dir den Tod, und dort vollen Lohn für

d ein unnennbares Leiden, denn hienieden grünt kein Freudenblatt für dich, hienieden mußt du auch das einzige Labsal des hülflosesten Unglücklichen, den Trost deiner Mitmenschen entbehren! Dein schrecklicher Wahnsinn zwingt sie, dich mit Furcht zu quälen, wenn sie dir Hülfe leisten wollen!

Hier können Sie ohne Scheu eintreten, wenn sie anders ruhig zuhören wollen, sprach mein Freund, als wir uns dem nächsten Gemache näherten.

Ein junger, aber wohlgekleideter Mann trat uns entgegen, und bewillkommte uns mit freundlichem Blicke; er schleppte eine Kette hinter sich, ich mich zurück, weil ich von dieser auf Gefahr schloß. Mein Freund sah's, und versicherte mich, daß diese Kette nur die Flucht des Leidenden, nicht seine Raserey hindern solle.

Willkommen, willkommen, sprach jetzt der freundliche Mann zum Arzte, ich danke Ihnen, daß sie mich auch einmahl wieder besuchen, und danke Ihnen doppelt, daß Sie mir abermahls einen Ihrer Freunde aufführen. (Zu mir.) Ich bin Ihnen für die Ehre Ihres Besuches höchst verbunden, Sie werden die kurze Zeit, welche Sie mir schenken wollen, nicht bereuen, denn Sie lernen in mir den Unglücklichsten aller Menschen kennen. Gern wollte ich Ihnen einen Stuhl anbiethen, aber ich habe keinen. Sehen Sie nur! sehen Sie! (Indem er im Zimmer umher zeigte.) Eine kleine Bettstelle, ein angenagelter Tisch und Stuhl! Das ist mein ganzer Hausrath! Genug für einen Wahnsin-

nigen, aber viel zu wenig für einen Unglücklichen, der sich besserer Zeiten erinnert, und bey der größten Selbstverläugnung dieß Gefühl nicht unterdrücken kann. Eben saß ich hier, und haderte mit Gott: Warum er nur mir allein täglich, fast stündlich einen vollen Leidensbecher reiche, mich mit allmächtiger Hand zwinge, ihn bis auf den letzten Tropfen zu leeren? Ich wollte, aber ich konnte nicht bethen, meine Seele murrte, ich war der Verzweiflung nahe! — — Aber jetzt, jetzt ist mir wieder wohl und leicht! Wenn ich nur einen Menschen erblicke, der Antheil an meinem Jammer nimmt, der nur mit einer mitleidigen Miene mich tröstet, so fühle ich mich wieder stark genug, ein Unglück zu ertragen, unter dessen Last der größte Philosoph erliegen würde. — — (Meine Hand ergreifend.) Ha, edler Mann, dein Blick stärkt und labt! Du gibst dem armen Bettler ein reichliches Almosen, er kann Wochen lang sich damit sättigen. Deine warme Theilnahme verdients, daß ich dich mit meinem Unglücke bekannt mache, und weihst du mir dann eine Thräne des Mitleids, so will ich sie von deiner Wange küssen, und denken, ich habe Nektar aus Hebens Hand getrunken!

Mein Vater war ein reicher und angesehener Edelmann, ich bin jetzt sein einziger und höchst unglücklicher Sohn. Er war in seiner frühen Jugend Soldat geworden, hatte mit Ruhm und Ehre dreyßig Jahre lang gedient, wurde als General verabschiedet, und liebte noch immer mit inniger Wärme

jeden Soldaten. Er glaubte fest, daß nur dieser Stand einen jungen Menschen bilden könne, und sandte mich unter das Regiment eines seiner alten Kriegskameraden, als ich erst sechzehn Jahre alt war. Ich diente brav und wacker, ward in meinem achtzehnten Jahre schon zum Officier befördert, und hatte, ehe ich das dreyßigste erreichte, die wahrscheinliche Aussicht auf eine Compagnie.

Wenn du diese erhältst, sprach mein alter Vater zu mir, als ich ihm schon als Unter-Lieutenant entdeckte, daß ich rasend verliebt sey, so kannst du deine Geliebte ohne Anstand und mit meinem Segen heirathen, aber eher wird aus der Heirath nichts, weil mir von jeher ein Lieutenant mit einer Frau unerträglich war. Ich machte diese harte Bedingung meiner Geliebten mit Thränen kund, und erhielt von ihr das heilige Versprechen, daß sie meiner so lange mit echter Treue harren wolle, bis ich sie erfüllen könne.

Wenn sie je liebten, so werden sie's aus Erfahrung wissen, daß Liebe äußerst thätig sey, wenn sie dadurch ihr Ziel erreichen kann. Ich liebte heftig, aber da der Lohn der Liebe von meiner Beförderung abhing, so liebte ich auch eben so stark meinen Dienst, und erfüllte jede Pflicht desselben mit rastlosem Eifer. Mein Oberster erkannte diesen Diensteifer, empfahl mich bey jeder Gelegenheit dem Generale des Regiments, ich ward in Jahresfrist zehn andern vorgezogen, und, ehe ichs vermuthen konnte, zum Ober-Lieutenant ernannt.

Nun mußte ich aber acht Jahre harren, ehe mich die Reihe zur höhern Dienststufe wieder traf. Eben war ich der älteste Ober-Lieutenant, als mein alter Oberster starb, und ein junger, reicher Fürst seine Stelle erhielt. Viele der Officiere murreten darüber, ich am stärksten und lautesten, weil ich, wenn unser verdienstvoller Oberstlieutenant vorgerückt wäre, eben so wahrscheinlich eine Hauptmannsstelle erhalten hätte. Der junge Oberste erfuhr alles, und ließ mirs bey jeder Gelegenheit deutlich merken, daß er Rache üben werde.

Zufall und Gelegenheit machte ihn mit meiner Geliebten bekannt, sie hing noch immer mit seltener Treue an mir, aber ich sah's deutlich, daß auch er sie liebe, und mich durch falsche Versprechungen aus ihrem Herzen zu verdrängen suchte. Ich duldete im Stillen, aber mein Rachegefühl mehrte sich oft so mächtig, daß nur meines Mädchens Kuß es unterdrücken konnte.

Wie ein halbes Jahr verflossen war, starb ein Hauptmann unsers Regiments, seine Stelle konnte mir, meiner Meinung nach, gar nicht versagt werden. Ich reiste zu meinem Vater, und fand ihn willig, mir meine Heirath zu erlauben, so bald ich Capitän seyn würde, er trat mir sogar die Hälfte seiner Güter im Voraus ab, damit ich mit meinem künftigen Weibe standesmäßig leben könne. Wie ich zum Regimente zurück kehrte, hörte ich mit Erstaunen, daß mir ein anderer vorgezogen sey, und der Oberste öffentlich gesagt habe, daß ich mir,

so lange er beym Regimente sey, keine Hoffnung zur weitern Beförderung machen solle.

Ich fühlte diese unedle Rache, dieß große Unrecht tief. Ich wüthete, ich rasete, eilte zum Obersten, und traf ihn nicht, ich ging nach der Wach-Parade, und fand ihn unter einer Menge von Officieren. Sein Anblick empörte mich schrecklich, ich forderte ihn öffentlich, und wie er mich voll Verachtung anblickte, so zog ich meinen Degen, würde ihn durchbohrt haben, wenn meine Kameraden mich nicht abgehalten hätten. Ich ward sogleich arretirt und in den Kerker geführt. Die scharfen Subordinations-Gesetze verurtheilten mich ohne Gnade zum Tode.

Mein alter Vater eilte zu meiner Rettung herbey, er heischte Hülfe und Rath von allen seinen Freunden, sie erklärten ihm einstimmig, daß nur verstellter Wahnsinn mich vom Tode retten könne. Er fand Mittel, mir den Rath kund zu machen, ich bereute meine That und befolgte ihn getreu. Die erkauften Aerzte bestätigten meinen Wahnsinn, nur der rachgierige Oberste bezweifelte ihn, und brachte es durch sein Ansehen bey Hofe dahin, daß man mich zwar nicht zum Tode verurtheilte, aber als einen gefährlichen Wahnsinnigen auf ewig in den Narrenthurm zu sperren befahl.

So sehr mein guter Vater auch flehte, mich selbst zu bewachen versprach, und mit all seinem Habe für jeden künftigen Fall haften wollte, so ward das Urtheil doch an mir vollzogen. Der red-

liche Alte konnte dieß Unglück nicht überleben, er starb, und meine Güter sind jetzt in den Händen eines mir unbekannten Onkels, der damit nach Gefallen schalten kann, und nur hier meinen dürftigen Unterhalt bezahlen muß.

Schon oft erhörte unser gefühlvoller Arzt mein Flehen, und berichtete nach Hofe, daß ich von meinem Wahnsinne vollkommen geheilt sey, schon Jahre lang nicht die geringste Spur desselben verrathe, aber alle Mahl erfolgte die harte Antwort, daß diese Anzeige mein Urtheil nicht lindern könne, weil ich nach den klaren Buchstaben desselben zum ewigen Gefängnisse im Narrenthurme verurtheit sey. (Er ging mit starken Schritten im Gemache auf und nieder.) Ach es ist schrecklich, so leiden zu müssen! Zwey Mahl habe ich schon dem Kriegs-Collegium eine Schrift eingereicht, in welcher ich erklärte, daß mein Wahnsinn Verstellung war, ich flehte um den Tod, den das Gesetz geboth; aber man beantwortet meine Bitte nicht einmahl, man wirft sie hartherzig in einen Winkel, und vergißt des Elenden. (Gen Himmel.) Wenn du gerecht bist, so wirst du's ahnden und rächen! Aber es scheint, als ob du mich auch nicht hören wolltest. Wie oft habe ich schon vergebens aus der Tiefe zu dir empor geschrien! Heischer war meine Stimme, und du hörtest sie doch nicht. Ohne deinen Willen fällt kein Sperling vom Dache, ohne deinen Wink trennt sich kein Haar vom Haupte! Bin ich denn weniger als ein Sperling oder ein Haar? (Seine Ketten rasseln.)

Hörst du denn das Rasseln meiner Ketten nicht? (Er rasselt schrecklich damit.) Hörst du's nicht? (Er stürzte weinend auf sein Bett.) O ich bin das unglücklichste deiner Geschöpfe! Du hörst, du siehst, du achtest mich nicht!

Er verhüllte sein Gesicht, und weinte im Stillen, auch meine Thränen floßen, ich sah's ungerne, als der Arzt mich bey der Hand ergriff, und aus dem Gemache führte. Er schenkte mir so willig sein Zutrauen, es war grausam, daß ich ohne Abschied, ohne Trost scheiden sollte. Ich wollte wieder zurück kehren, mein Freund lächelte. Mir mißfiel dieß Lächeln, es verrieth Unempfindlichkeit. Wie können Sie jetzt — jetzt lachen? fragte ich etwas unwillig.

Der Arzt. Weil der Schein Sie triegt. Es wäre schrecklich, wenn's so wäre, wie es der arme Wahnsinnige erzählte.

Ich. So? ist's nicht so?

Der Arzt. Nein, mein Theurer, nein! Nicht Wirklichkeit, nur sein Wahnsinn quält ihn so! Sehen Sie mich noch so starr an, ich kann's doch nicht ändern! Der arme Unglückliche ist wirklich der einzige Sohn eines sehr reichen Edelmanns, sein Vater starb, als er Lieutenant war. Der Vater hatte ihm, seines Geitzes wegen, wenig Zulage gegeben, jetzt machte ihn sein Tod zum unumschränkten Herrn einer großen Summe, er verschwendete sie sorglos, vernachlässigte den Dienst ganz, ging mit liederlichen Dirnen um, und machte ihnen große Geschenke. Ganz natürlich war's, daß er unter solchen Umstän-

den oft präterirt ward. So lange sein Geld dauerte, achtete er dieß nicht; wie es aber endete, da forderte er mit Ungestüm Beförderung. Man versprach sie ihm, wenn er sich bessern würde, aber er erfüllte sein Versprechen nicht, machte häufige Schulden, und ward endlich cassirt. Diese Strafe weckte ihn aus seinem Leichtsinne, er ging tiefsinnig umher, ward melancholisch, und endlich vollkommen wahnsinnig.

Als ihn seine Freunde hierher sandten, und die möglichst gute Pflege für ihn zu zahlen versprachen, redete er kein Wort, und wollte sich stets morden. Mit anhaltender Kunst und Mühe weckte ich wieder Gefühl und Empfindung in ihm, er sprach oft Stunden lang vernünftig, und gab mir gegründete Hoffnung zu seiner Rettung. Ich wollte schon seinen Freunden Nachricht davon ertheilen, und eben einen Brief an diese bey ihm abhohlen, als der Wärter mir berichtete, daß er rase, jeden, der sich ihm nahe, für seinen Obersten halte, und ihn zu morden drohe. Ich eilte herbey, und mußte ihn fesseln lassen. Nach und nach besserte es sich wieder mit ihm, aber er erzählte mir und allen, die ihn besuchten, die Geschichte, welche Sie so sehr rührte.

Ich kann mir die Entstehung derselben deutlich denken. Als er rasete, forderte er seinen Obersten, den er wahrscheinlich der Cassation wegen haßte, beständig auf ein Duell heraus. Wie ich ihn fesseln ließ, hielt er auch mich für den Obersten, überhäufte mich mit Schmähworten, und wähnte, daß ich ihn nach dem Gefängnisse führen lasse. Die

schwache Rückkehr seines Verstandes überzeugte ihn in der Folge, daß er im Narrenthurme sey, die Vorstellung seines ehemahligen, heftigen Wahnsinnes blieb, und daher entstand die Geschichte, welche jetzt den einzigen Gegenstand seines Wahnsinnes ausmacht, aber mich auch überzeugt, daß ich ihn nicht mehr retten kann, denn Erfahrung hat mich belehrt, daß keine Rettung mehr zu hoffen sey, wenn das Bild des Wahnsinnes einmahl fest vor der Seele steht, sich nicht mehr wendet oder dreht, keiner andern Vorstellung Platz gestattet.

Schon ein Jahr lang raset er nicht mehr, thut niemanden etwas zu Leide, könnte ungehindert im Vorhofe und Saale spatzieren gehen, wenn nicht bey dem geringsten Scheine der Freyheit die Hoffnung zur Flucht in ihm erwachte. Er klettert dann ohne Unterlaß an jeder Mauer empor, würde sicher den Hals brechen, wenn ich ihm Freyheit gönnen wollte.

Wir gingen weiter. Im ersten Gemache, das wir betraten, saß in der Mitte desselben ein ehrwürdiger Greis auf einem Lehnstuhle, sein weißes Silberhaar hing in sparsamen Locken um seine Schläfe; eine große Narbe, die vom Haare herab über den linken Backen lief, und sich erst am Kinne endigte, verunstaltete den echten Petruskopf ein wenig. Er lächelte ruhig und zufrieden, als wir an der Thür stille standen. Er winkte mit der Hand den Wärter zu sich.

Wie theuer, sprach er, hast du (indem er auf mich und den Arzt deutete) die Sclaven bezahlt?

Der Wärter. Jeder derselben kostet mich hundert Zechinen.

Der Greis. Nimm ihnen die Fesseln ab, sie sind frey! Das Geld dafür wird dir mein Cassier auszahlen, und noch funfzig Ducaten für deine Mühe! (Zu uns.) Das erste Europäische Schiff wird euch nach eurem Vaterlande führen! Grüßt in meinem Nahmen eure Weiber und Kinder! Wenn sie bey frohem Willkommen Gott inbrünstig danken, so gebiethet ihnen, daß sie meiner in ihrem Gebethe gedenken sollen! Geht! Mehr fordere ich nicht! Kein Wort des Danks! Euer stummes Entzücken, eure Thränen sind mir Dankes genug! Gott mit euch! ihr freyen Männer!

Der Wärter ging, wir folgten. Der Arzt ergriff meine Hand, und drückte sie mit Wärme. Das ist mein Liebling, sprach er mit gerührter Stimme, sein Wahnsinn ist mir so ehrwürdig. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich ihm seinen Verstand wieder geben könnte, damit er die wenigen Tage seines Lebens noch fühle, was er andern so willig gönnt und schenkt.

Er war der Sohn eines sehr armen Edelmanns, seine zahlreichen Ahnen verschafften ihm das Malthesen-Kreutz. Da er nur von diesem bessere Tage hoffen konnte, so zog er nach Maltha, um dort die erforderlichen Caravannen mit-, und sich einer Commende würdig zu machen. Er kämpfte mit großer Tapferkeit im ersten Seegefechte gegen die Türken, vermehrte diese Tapferkeit bey jeder Gelegenheit, und

ward von dem Großmeister nach einigen Jahren zum Befehlshaber einer Galeere ernannt. Sein Muth war groß, er wagte es einst, drey feindliche große Schiffe anzugreifen, und hätte gesiegt, wenn alle Ritter gleich ihm gefochten hätten. Nicht Tapferkeit, nur allzu große Menge besiegte ihn endlich, und nur dann erst, als er am Boden blutete, und nicht mehr streiten konnte.

Harte Gefangenschaft und Sclaverey war nun sein Loos. Er ward zehn Mahl verkauft, und duldete oft schreckliche Qualen. Die Mitglieder des so menschenfreundlichen Ordens der Trinitaren fanden ihn endlich in Smirna, als er auf den Straßen dieser Stadt, gleich einem Pferde, einen Karren ziehen mußte. Er war damahls schon fünf und vierzig Jahre Sclave gewesen, und zählte sechs und siebzig Lebensjahre. Sie erbarmten sich seines Elendes, und löseten ihn, seines hohen Alters wegen, mit einer geringen Summe.

Er schiffte mit ihnen nach Maltha, und ward dort mit auszeichnender Hochachtung empfangen. Sein Ruhm, seine Tapferkeit lebte noch in den Herzen der alten Ritter, der Großmeister geboth ihm, Belohnung seiner vieljährigen Leiden zu fordern, er bath um eine kleine Commende in seinem Vaterlande, und reiste mit der Versicherung dahin ab, daß ihm die erste ledige werden solle. Zwey deutsche Mönche des Trinitar-Ordens begleiteten ihn auf seiner Reise, er war äußerst froh und mun-

ter, und genoß die Frucht der Freyheit mit Jünglingskräften.

Wie er zum ersten Mahle wieder die Deutsche Sprache allgemein sprechen hörte, so weinte er, gleich einem Kinde, Stunden lang, und wie er die Gränze seines geliebten Vaterlandes betrat, sprang er aus dem Wagen, küßte die Erde, bethete inbrünstig und anhaltend. Seine Begleiter harrten lange des Endes, als es aber nicht erfolgen wollte, hoben sie ihn in den Wagen, und hörten mit Erstaunen, daß er irre rede. Sie nahmen es Anfangs für Schwäche des Alters, als es sich aber nicht mit ihm bessern wollte, da wurden sie überzeugt, daß ihm die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches den Verstand geraubet habe.

Immer bath er auf der langen Reise Gott, daß er ihm nur das Glück gewähren möge, noch vor seinem Ende die Erde seines Vaterlandes küssen zu können. Er genoß es, aber er bezahlte es auch mit einem unschätzbaren Preise, mit dem Verluste seines Verstandes. Die Mönche verpflegten ihn einige Zeit in ihrem Kloster, als aber der arme Wahnsinnige ihre klösterliche Einsamkeit mächtig störte, da meldeten sie es den Maltheser = Rittern, und diese übergaben ihn meiner Pflege.

Er lebt in seinem Wahnsinne froh und glücklich, er glaubt, daß er ein äußerst reicher, christlicher Kaufmann zu Smirna sey, achtet den Wärter für seinen Buchhalter, und sendet ihn täglich aus, um Christensclaven los zu kaufen. Wenn er dann in

meiner oder eines Fremden Gesellschaft vor ihm erscheint, so hält er diese für erlöste Sclaven, und schenkt ihnen die Freyheit.

Auch er konnte ungehindert und frey im Saale und Vorhofe umher wandeln, wenn er nicht die übrigen Wahnsinnigen zur Wuth reitzte. Sein Wahnsinn achtet sie alle für Sclaven, er erlöst sie in seiner glücklichen Einbildung, und fordert dann, daß sie Gott und ihm danken sollen. Wenn sie sich nun ganz natürlich nicht seiner Laune fügen wollen, so hält er sie für Renegaten, und beleidigt sie so lange, bis sie sich empfindlich an ihm rächen. Um ihn daher nicht täglicher Mißhandlung auszusetzen, darf ich ihn nicht aus dem Gemache lassen.

Anfangs gab ihm der Wärter, gleich allen Uebrigen, eine Kette, aber er weinte schrecklich, und dünkte sich wieder in der Sclaverey; ich konnte seine Thränen nicht sehen, nahm ihm die Kette ab, und ordnete einen Wächter an seine Thür. Jetzt ist dieser aber nicht mehr nöthig, weil er fest glaubt, daß vor der Thür Türken auf ihn lauern, und in die Sclaverey schleppen wollen, er würde daher um keinen Preis in der Welt die Schwelle überschreiten.

Ich habe Hoffnung, daß der Tod bald sein irdisches Leiden enden, und ihn ins Gefilde des Lohns führen wird. Er ist oft sehr schwach und kraftlos, die ungeheuern Kräfte seines Körpers widerstreben jetzt nicht mehr, er würde hundert Jahre überlebt haben, wenn nicht vierzigjährige Sclaverey daran genagt hätte. O er muß viel und schrecklich gedul-

det haben! Sein Rücken ist von tiefen Narben durchfurcht, und die Haut seiner Hände und Füße ist von schwerer Arbeit äußerst abgehärtet.

Der Großmeister zu Maltha hat Wort gehalten, ihm ward eine Commende, welche jährlich zehn tausend Gulden trägt, da er sie aber nicht genießen kann, so muß ihn sein Nachfolger bis an seinen Tod ernähren. Er thut es mit Gewissenhaftigkeit, und würde ihm gerne die theuersten Weine, die kostbarsten Speisen bezahlen, wenn ichs erlauben könnte, und diese nicht sein Elend vermehrten.

Der Arzt hatte wahr prophezeyt, schon vierzehn Tage nachher starb der arme Greis. Eine Viertelstunde vor seinem Tode erhielt er den vollen Gebrauch seiner Vernunft wieder. Wo bin ich denn? Bin ich wirklich in meinem Vaterlande? fragte er den Wärter, und als dieser es bejahte, so rief er freudig aus: So ist ja mein innigster Wunsch erfüllt, so sterbe ich vergnügt und mit der Gewißheit eines jenseitigen Lohnes! — — Dieß konnte der arme Leidende mit Zuversicht sagen, denn wenn e r dort nicht Lohn fände, was sollten, was könnten w i r hoffen? Wir, die wir nie Aeltern, Freunde und Vaterland auf immer verlassen mußten, nicht schmachteten in Ketten der Sclaverey und des Wahnsinns! Oft den Becher der Freude leerten, und schon bebten, wenn nur der Kelch des Leidens vor uns über ging.

Mein Freund führte mich nun bey einigen Gemächern vorüber. Hier, sprach er, können sie nur

die höchst traurige Erfahrung sammeln, daß der rasende Mensch tief unter dem Viehe erniedrigt sey. Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihnen diesen schrecklichen Anblick gönnen sollte. Wilde, immerdauernde, oft wüthende Raserey hat diese Unglücklichen so entstellt, daß Sie solche nicht für Menschen erkennen würden. Gott gebe, daß sie bald enden, ich kann ihnen mit aller meiner Kunst nicht einmahl Linderung geben! Noch will ich Sie mit zwey merkwürdigen Männern bekannt machen, und dann gehen wir mit der Ueberzeugung von hinnen: Daß Menschenelend nicht zu zählen sey!

Hier, sprach mein Freund, indem er mich an ein anderes Gemach führte, wollen wir wieder einkehren.

Ein kaum funfzigjähriger Mann, dessen Blick nicht Wahnsinn, sondern tiefes Denken verkündigte, saß an einem niedrigen Tische auf einem kleinen Fußschemel, hielt zwischen seinem Knie einen alten Schuh, und flickte solchen mit einer eilfertigen Emsigkeit. Gleich, gleich stehe ich zu Diensten, sprach er, indem er uns flüchtig anblickte, und noch eilfertiger arbeitete. Ehe ich mit meinem Freunde sprechen konnte, sprang er vom Schemel empor, ergriff ein Stück Papier, verfertigte ein Maß daraus, und trat zu mir.

Was verlangen Sie, fragte er hastig, Stiefel oder Schuhe? Ich blickte verlegen auf meinen Freund, und dieser antwortete, daß ich nur ein Paar Schuhe zu haben wünschte.

Alles eins! alles eins, sprach der Wahnsinnige, indem er an meinen Stiefeln umher maß, ich mache Stiefeln und Schuhe, wie man sie fordert! Habe zwar sehr viel Arbeit, muß eben für ein ganzes Regiment neue Schuhe verfertigen, aber mit Gottes Hülfe werde ich doch auch fertig werden! Wenn man ein krankes Weib und sieben Kinder zu ernähren hat, muß man keine Kundschaft verachten. Ihr Diener, mein Herr, ihr Diener! Morgen um diese Zeit kann ihr Bedienter anfragen, sie werden wohlfeil und gut bedient werden.

(Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit, rufend:) Anne, gib dem Herrn einen Stuhl, und laß mir die Kinder nicht so schreyen, gib jedem ein Stück Brot, ich habe ja heute vollauf gekauft. Weine nicht immer, hast's nicht Ursache! So lange mir Gott Gesundheit und Arbeit gibt, hat's mit uns keine Noth. Klopft aber auch der Tod bey mir an! (läßt seine Arbeit sinken, und blickt sehnsuchtsvoll gen Himmel empor) je nun, dann wird der da oben euch auch nicht verlassen! (Horchend.) Was sagst du? Betteln wirst du mit deinen Kindern gehen müssen? (Weinend.) Das wäre schrecklich! Das wird Gott verhüthen! Ich müßte im Himmel oben noch verzweifeln, wenn ichs sähe, und nicht helfen könnte! — — Sey fröhlich, Anne, sey munter! Ich will recht fleißig arbeiten, damit wir uns ein Häuschen und ein Stückchen Feld kaufen können, dann könnt ihr mich ruhig sterben sehen!

Er arbeitete nun aufs neue und äußerst emsig.

Sein trauerndes Gesicht erheiterte sich nach und nach; Zufriedenheit und frohe Aussicht thronte darin. Wir traten auf den Gang.

Dieser arme Wahnsinnige, sprach mein Freund, ist wirklich ein Schuster. Er lebte ehemahls auf einem benachbarten Dorfe, ernährte sich, sein Weib und sieben kleine Kinder sparsam, aber ehrlich. Alle seine Nachbarn nannten ihn nur den fleißigen Schuster, weil oft um Mitternacht seine Lampe noch brannte, und die Vorüberwandelnden ihn arbeitend, und sein Weib spinnend erblickten.

Wie vor funfzehn Jahren Theuerung und Hungersnoth unser armes Vaterland quälte, viele Tausende hülflos verschmachteten, und eine fürchterliche Epidemie den Arm manches arbeitenden Vaters lähmte, da nahte sich auch Elend und Jammer seiner kleinen Hütte. Es war ihm schlechterdings unmöglich, nur das trockene Brot für seine Familie zu gewinnen, er und sein Weib mußte jedes entbehrliche Kleidungsstück, und endlich auch das Bett verkaufen, um den Hunger der armen Kinder nur nothdürftig zu stillen.

Als alles verkauft war, selbst die tägliche Arbeit immer sparsamer wurde, warf Elend und Noth seine Gattinn und alle seine Kinder aufs Krankenlager, auch er schwankte matt und kraftlos umher, konnte den Kranken kaum einen kalten Labetrunk reichen, und die wenige Arbeit nicht mehr fördern. Wie er einst trostlos am Strohlager seines Weibes saß, alle seine Kinder wimmerten, und er der Lei-

denden aufrichtig gestand, daß er nicht wisse: Wo er morgen einen Bissen Brot hernehmen sollte? Da sprach sein Weib: Vater, du mußt betteln gehen! Die allgemeine Noth wird die Herzen der Reichen doch öffnen! Geh nach der Stadt, und bring uns Brot, sonst verschmachten wir alle!

Er antwortete nicht, weinte schrecklich, und wankte, wie am Morgen die Kinder Brot heischten, händeringend zur Thür hinaus. Ein eben so armer Nachbar begegnete ihm; Nachbar, sprach er, ich muß betteln gehen, seyd so barmherzig, und reicht meinem Weibe und Kindern dann und wann einen Trunk Wasser, wenn ich wieder komme, will ich redlich mit euch theilen.

Er eilte nun nach der Stadt, man feyerte eben Weihnachten, und vieles Volk wallte nach der Domkirche, wohin er ebenfalls folgte. Ein Priester wollte die Kanzel besteigen, der verzweifelnde Vater sprang vorwärts, riß ihn zurück, und betrat selbst diesen ehrwürdigen Platz.

Hört mich, rief er im fürchterlich rührenden Tone aus, hört mich! Wenn ihr Menschen — rettet mich, wenn ihr Christen seyd. Ich bin der unglücklichste, der elendeste unter euch! Ich bin Gatte, und habe ein krankes Weib! Ich bin Vater, und habe sieben kranke Kinder! Sie heischen Brot von mir, und ich kann ihnen keines geben. Kommt näher, blickt meine Hände an, sie sind voll blutiger Schwülen! Wenn ihr lange schon auf weichen Betten ruhtet, arbeitete ich noch, um ihren Hunger zu

stillen, aber mein Verdienst reichte nicht zu, ich habe alles verkauft, um sie zu sättigen, ich habe nichts mehr, als diese Lumpen, und die armen Würmer fordern noch immer Brot. — — Jetzt muß ich betteln gehen! Betteln für mein Weib, für meine Kinder! Ich erfüllte diese Pflicht mit schwerem Herzen, sie setzt mich in die Zahl der Müßiggänger herab, und ich wars doch nicht, verdiente immer mein Brot im Schweiße meines Angesichts. Ich bettle für mein Weib und Kinder! Ich bettle in der Gegenwart eures und meines Gottes, weil ich hoffe, daß ihr um so thätiger seine Gebothe erfüllen, und die Bitte des Armen nicht verschmähen werdet. Erbarmt euch meines armen Weibes, sie liegt daheim und jammert! Erbarmt euch meiner kranken Kinder, sie winseln vor Hunger! Erbarmt euch des unglücklichsten der Väter, welcher es hören muß, und nicht helfen kann!

Wie er die letzten dieser merkwürdigen Worte ausgesprochen hatte, sank er ohnmächtig zurück. Erstaunen hatte bisher alle Gegenwärtige gefesselt, jetzt eilten viele herbey, dem Unglücklichen beyzustehen. Man hörte lautes Schluchzen und Weinen, auch ich war in der Kirche und weinte mit. Es war rührend anzusehen, wie alle mit empor gestreckten Händen ihre Gabe zur Unterstützung darzureichen suchten. Es mußte Gott das wohlgefälligste Opfer seyn, als Hunderte sich herbey drängten, und den Schmachtenden nach ihren Wohnungen tragen wollten; ich war auch unter dieser Zahl, und man gönnte mir

nur um deswillen den Vorzug, weil ich ein Arzt war, und jeden Beytrag anzunehmen versprach.

Ehe ich ihn forttragen lassen konnte, hatten sich schon einige Menschenfreunde mit Tellern an die Kirchthüren gestellt, sie sammelten, was man geben wollte, und ehe es mir gelang, den Unglücklichen aus einer Art von Starrsucht zu wecken, brachten sie ihm schon sechs hundert zwey und funfzig Gulden, als einen Lohn seiner rührenden Predigt. Bis an den Abend mehrten sich diese Beyträge bis auf eilf hundert Gulden.

Einige der Anwesenden forschten nach seinem Nahmen und Wohnorte, mehr als zwanzig edle Frauen fuhren dann eilend nach seinem Dorfe, nahmen Betten, Kleider und Speisen mit sich, um die Nackenden zu kleiden, die Hungerigen zu speisen! Wie froh, wie glücklich hätte der gute und redliche Vater nun in der Mitte seiner Familie leben können! Ich war so glücklich, sein Weib und alle seine Kinder vom nahen Tode zu retten, aber ihm — dem ich so gerne geholfen hätte — konnte ich nicht wieder geben, was er zur Rettung der Theuern opferte. Sein Verstand war verloren! Schon ein Anfall von Wahnsinn mußte ihn verleitet haben, die Kanzel zu besteigen, er siegte ganz, als er seine merkwürdige Rede vollendet hatte. Durch volle drey Jahre rasete er unaufhörlich, ich mußte ihn fesseln lassen, und vermochte seine Pein gar nicht zu lindern.

Einst besuchte ihn — was oft geschah — sein

Weib mit einigen ihrer Kinder, sie hatte sich auf meinen Rath von dem reichen Almosen eine kleine Wirthschaft gekauft, und jammerte dießmahl lauter, als je, weil ihr Gatte die Früchte derselben nicht mit genießen konnte. Er lag ohne Empfindung da, hatte sie noch nie erkannt, jetzt richtete er sich mit einmahl in die Höhe, blickte starr umher, und rief endlich aus: Weib, so lebst du! so leben meine Kinder noch: Dann muß ich ja arbeiten! — — Nach diesen Worten sprang er vom Bette auf, forderte sein Werkzeug, und rasete aufs neue so lange, bis ich ihm Werkzeuge von Holz verfertigen ließ, und alles gab, was er forderte.

Er kennt nun alle Mahl sein Weib und seine Kinder, aber er glaubt fest, daß er noch in seiner Hütte wohne, arbeitet ohne Unterlaß an einem Schuhe, den er beständig flickt und wieder auftrennt. Wenn ihm sein treues Weib sein Glück erzählt, und zum Genusse einladet, so lächelt er einige Minuten ganz zufrieden, fängt aber in den folgenden wieder emsig an zu arbeiten, und tröstet sie mit der Versicherung, daß er sich durch anhaltenden Fleiß schon noch ein eigenes Haus erwerben wolle.

Oft hat sie mich kniend gebethen, ihr den geliebten Gatten zur eigenen Pflege anzuvertrauen, sie hoffte, daß Ueberzeugung ihn vielleicht retten könne, ich hoffte es Anfangs mit ihr, aber er rasete, als man ihn aus seinem Gemache führte, und endete nicht eher, als bis man ihn wieder dahin gebracht hatte.

Ich hab's über mich genommen, Vater seiner verlassenen Kinder zu werden! Seine älteste Tochter dient in meinem Hause, sein Erstgeborner steht der Mutter in der Wirthschaft bey, die übrigen drey Knaben lernen ein Handwerk, und die jüngsten zwey Mädchen sind noch bey der Mutter. Alle führen sich gut und rechtschaffen auf, alle besuchen ihren Vater fleißig, lieben ihn von ganzem Herzen, weil er alles für sie that, und ihnen am Ende seinen Verstand opferte.

Ich trat noch ein Mahl zu seinem Gemache. Ehrfurcht und tiefe Hochachtung füllten mein Herz, ich baute dem edlen Vater Statue und Tempel, und fragte mein Gedächtniß: Ob es einen würdigern und größern Mann, als diesen, kenne? — — Das ist mein Liebling! rief ich endlich aus, und sank in die Arme meines Freundes! Gott wird's vergelten, sprach ich, daß sie der Vater seiner Kinder wurden, sie werden Theil haben an seinem herrlichen Lohne!

Wir gingen weiter, an der nächsten Thür stand ein alter hagerer Wahnsinniger, welcher ein großes Packet Schriften in der Hand hielt, und mich durch eine Menge Gründe zu überzeugen suchte, daß er seinen Prozeß auf die unrechtmäßigste Art verloren habe. Kommen Sie nur näher, sprach er, und entfaltete seine Schriften, Sie werden das himmelschreyende Unrecht deutlich einsehen, und mir ihren Beystand gewiß nicht versagen.

Hatte er Weib und Kinder? fragte ich meinen

Freund. Nein, antwortete dieser, keins von beyden. Unter allen, welche hier dulden, würde er am wenigsten Mitleid verdienen, wenn Wahnsinn nicht ein Elend wäre, welches man ohne Mitleid nicht betrachten kann.

Er war der Erbe eines sehr reichen Vetters, welcher Kaufmann und Fabrikant war. Zu dumm, um die speculatifische Handlung fortzusetzen, und zu geitzig, um einen vernünftigen Gebrauch von seinem Reichthum zu machen, verkaufte er Waarenlager und Fabrik, sperrte das bare Geld in eiserne Kästen, lieh nur auf Pfänder von doppeltem Werthe, und nahm jüdische Interessen. Sein Geitz mehrte sich täglich, und erlaubte ihm nicht, an eine Heirath oder an irgend einen Genuß des menschlichen Lebens zu denken. Er hungerte und darbte, um nur seinen Geldhaufen zu vermehren.

Ein noch minderjähriger Verschwender verpfändete ihm einst einige kostbare Juwelen für tausend Gulden. Der Vormund erfuhr's, und forderte sie zurück, weil man nach den Gesetzen einem Minderjährigen kein Geld leihen darf. Der Geitzige wollte nicht erstatten, es kam zum Prozesse, der natürlich verloren ging, dem Unglücklichen seinen Verstand raubte, als er die Juwelen zurück geben mußte, und die Pfandsumme von tausend Thalern verlor. Sein Vermögen steht jetzt unter gerichtlicher Verwaltung, er kann es nicht genießen. Er raset nie, aber er ist äußerst heimtückisch, und will jeden erwürgen, der nicht gleich ihm behauptet, daß er

seinen Prozeß auf die unrechtmäßigste Art verloren habe.

Nur näher, nur herein! rief uns eine Stimme entgegen, als wir zum nächsten Gemache kamen. Ein hübscher, noch junger Mann trat an die Thür, hätte er nicht eine Kette hinter sich geschleppt, ich würde ihn nicht für wahnsinnig gehalten haben. Sein offener Blick, seine heitere Miene, sein lächelndes Auge widersprach dieser Vermuthung ganz.

Sie kommen wahrscheinlich, sprach er im freundlichen Tone, mein Kunststück zu betrachten, ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie damit bekannt zu machen, und wünsche von ganzem Herzen, daß es Ihnen nützen und Sie warnen möge.

Er trat jetzt hinter einen viereckigen Kasten, der in der Mitte des Gemaches auf einem Stuhle stand, mit kleinen runden Oeffnungen versehen, und vollkommen einem Guckkasten ähnlich war. Mein Freund führte mich hin, und wir sahen hinein.

Der Wahnsinnige. Geben Sie Acht, jetzt wird das Spiel beginnen. (Mit lauter Stimme.) Jetzt schwebt eine Spinne in der Mitte des Gemachs, sie webt ihr künstliches Netz, alles ist fein und niedlich, alles schön und symmetrisch! Geben Sie Acht, viele Fliegen summen ohne Argwohn umher, eben hat sich eine im Netze verwickelt, die Spinne eilt herbey, saugt ihr das Blut aus, und tödtet sie qualvoll. Eben so fangen uns die listigen Weiber, und wenn wir im Netze der Liebe verwickelt sind, so quälen und martern sie uns zu Tode. — —

Heisa, da kommt ein lustiger Knabe, er macht Seifenblasen, und freut sich der schönen Farben. Der Thor bedenkt nicht, daß er sich einst im männlichen Alter mit Wehmuth an dieß Spiel erinnern wird. Er wird lieben, er wird Treue von seinem Weibe fordern, und diese wird gleich der schönsten Seifenblase in der Luft verschwinden. — —

Huy! mich friert, es ist grimmig kalt! Schnee deckt die Erde, und glattes Eis baut Brücken über den tiefen Fluß. Viele wallen sorglos darüber, und stürzen zu Boden, es geht ihnen wie den Männern, welche den Schwüren der Weiber trauen, sie scheinen fest zu halten, aber sie sind glatt wie Eis; wenn man sicher darauf baut, so stürzt man nieder, und schlägt sich den Kopf entzwey. — —

Geben Sie Acht, es beginnen neue Scenen! Hurra! Hurra! Es gibt eine Jagd! Der sichere Hirsch wird überfallen, er eilt vorwärts, die Jäger und Hunde verfolgen ihn! Hurra! Hurra! Das geht schnell und flüchtig! Ach der arme Hirsch! er weint, lechzt, sinkt und wird zerrissen! — — Ein wahres Bild des menschlichen Lebens! (Mit sanfter und gerührter Stimme.) Der Hirsch ist der Redliche, Jäger und Hunde sind seine Feinde — denn welcher Redliche hat keine Feinde? — Er wird verfolgt, bis er unterliegt! Nur Schade, daß so viele große Herren erklärte Liebhaber dieser Jagd sind!

(Im vorigen Tone.) Heysa! Da geht's lustig zu! Ein reicher Herr feyert eben seinen Geburtstag,

eine Menge Gäste schmausen an seiner Tafel. Sehen Sie nur, wie er sich bemüht, jedem vorzulegen, wie er sogar seinem treuen Jagdhunde auch ein Bein zuwirft. — — Alles, spricht der weise Salomo, alles dauert auf dieser Welt nur eine kurze Zeit! Der Reichthum des Freygebigen schwindet, und seine Freunde mit ihm. Er muß am Ende betteln gehen. Sehen Sie, hier wankt er am Stabe der Armuth vorüber, nur sein treuer Jagdhund begleitet ihn. Der letztere beweist deutlich, daß man Dankbarkeit nur unter Thieren suchen, sie von Menschen nicht erwarten darf! — —

Geben Sie Acht, geben Sie wohl Acht! Jetzt kommt das letzte und beste meiner Stücke. Nun, meine Herren, was sehen Sie?

Der Arzt. Einen Spiegel.

Der Wahnsinnige. Und in diesem?

Der Arzt. Nichts.

Der Wahnsinnige. Gar nichts?

Der Arzt. Rein nichts!

Der Wahnsinnige. Hm! Hm! Merkwürdig, aber wahr! Es ist der Spiegel der edeln und uneigennützigen Handlungen aller lebenden Menschen. Da sie nichts darin erblicken, so ists erwiesen, daß alle, die auf Erden wohnen, vollkommene Taugenichtse sind. Ihr Diener, meine Herren, Ihr Diener!

Er trat nun seitwärts, und staunte still vor sich hin. Endlich legte er seinen Zeigefinger an die Nase, und trat wieder vor uns hin. Was ist, sprach

er im langsamen Tone, listiger als der Teufel und mächtiger wie Gott?

Wir schwiegen.

Ich will's Ihnen erklären! fuhr er lächelnd fort. Das Weib ist's! Das Weib! Denn der Teufel mußte sich der Hülfe eines Weibes bedienen, um den Mann verführen zu können. Es ist mächtiger wie Gott, denn dieser brauchte sechs Tage, um die Welt zu erschaffen, und das Weib bedarf oft nur eines Augenblicks, um diese schöne Welt in eine Hölle zu verwandeln! Leben Sie wohl! (Mit vielem Nachdrucke.) Und gedenken Sie meiner, wenn ein Weib Ihnen Liebe stammelt!

Er ging rückwärts, und der Arzt führte mich nach dem Gange.

Wer ist dieser seltene Menschen- und Weiberfeind? fragte ich ihn sogleich.

Der Arzt. Ich nicht, und niemand weiß es. Er wandelte vor sechs Jahren mit seinem Guckkasten im Lande umher, drang sogar in die Gesellschaftszimmer der Großen, und sagte ihnen oft die bittersten Wahrheiten. Sein Wahnsinn wurde erst vollkommen entdeckt, als man ihn vor Gericht zur Verantwortung zog.

Da er manches Frauenzimmer tief beleidigt und gekränkt hatte, und man durch sorgfältiges Nachforschen seinen Nahmen, Charakter und Vaterland nicht entdecken konnte, so ward er, auf Befehl des Monarchen, meiner Sorgfalt anvertraut. Er raset, wenn ich ihm seinen Guckkasten nehme, er lebt ru-

hig und zufrieden, wenn ich ihm diesen lasse. Dieß ist alles, was ich ihnen von ihm erzählen kann, denn er beantwortet keine einzige Frage, welche mir mehr Licht geben könnte. Wahrscheinlich muß ein treuloses Weib ihn betrogen, und falsche Freunde ihn verrathen haben, weil er den Schmerz darüber in allen seinen Handlungen und Reden äußert.

Ich verließ nun, an meines Freundes Hand, das Haus des Elendes. Den Eindruck, den seine Bewohner auf mich machten, fühlte ich lange, fühle ich oft noch!

Das steinerne Brautbett.

Wie ich einst durch einen Theil der hohen und mächtigen Bergkette reiste, welche Böhmens Bewohner von seinen Nachbarn trennt, machte mich die schlechte Straße äußerst mißlaunig, ich achtete der brennenden Sonnenhitze nicht, verließ meinen Wagen, und schlenderte auf einem Fußsteige fort, indeß jener in einem tiefen Hohlwege fürchterlich umher schwankte. Die Gegend war romantisch, oft auch fürchterlich wild, ich wollte sie genießen, aber alle meine Rippen widersprachen diesem Genusse, und bewiesen mir durch lebhafte Schmerzen, daß eine

Gegend, welche dieses Gefühl verursache, unmöglich schön seyn könne.

Der Fußsteig, auf welchem ich wandelte, schlängelte sich in ein kleines Thal hinab, welches hohe, unfruchtbare, oft nackende Felsen rings umher einschlossen, und die gerechte Sorge in mir erregten: Ob ich einen Ausgang finden würde? In den Ritzen der Felsen grünten hier und da Kiefern und Tannen, ihre Zwergengestalt bewies deutlich, daß sie nur sparsame Nahrung fanden. Die Sonne stand hinter den höchsten Bergen, und warf ihren Schatten ins Thal herab, ich eilte, ihn zu genießen, und ward, wie ich ruhte, wieder heiter und munter.

Es war öde und leer im ganzen Thale, ein Paar Ziegen kletterten auf den nahen Felsen umher, und horchten schüttern, wenn vom Berge herab die Räder meines Wagens rasselten, oder dem unwilligen Kutscher dann und wann ein lauter Fluch entschlüpfte. Mir gerade gegen über thürmte sich ein Fels empor, dessen Spitze sich in zwey Theile theilte, und dem Kühnen, welcher seinen Gipfel zu ersteigen wagte, einen Ruheplatz in seiner Mitte both.

Ich untersuchte eben: Ob diesen Platz Kunst oder Natur geformt habe, und wollte mich gerade vom erstern überzeugen, als ein altes Mütterchen mit einer Holzbürde bey mir vorüber schlich, und auf einem nahen Stein zu ruhen suchte. Ihr folgte ein junges, starkes Mädchen, das eine gleiche Bürde trug, sich unfern von mir lagerte, und nach dem

Felsen hinstarrte, welchen mein Auge erst verlassen hatte.

Die Alte (zu ihr.) Gaffe nicht so hinüber, und bethe lieber ein Vaterunser, damit dich Gott vor ähnlichem Unglücke behüthe. — —

Die Dirne machte sogleich ein Kreutz, und bethete recht andächtig.

Ich untersuche nie die Absicht eines Gebethes; sey diese auch, welche sie wolle, so bleibt mir der Bethende immer ehrwürdig, und ich störe ihn höchst ungerne. Ich harrte daher, bis sie gebethet hatte, und nahte mich dann erst der Alten, um zu erfahren, was sich auf diesem Felsen Merkwürdiges zugetragen habe.

Die Alte. Ja, mein lieber, guter Herr, das kann ich Ihnen so eigentlich nicht erzählen, ich habs nur einst von meiner seligen Mutter erfahren, und diese wußte es auch nur vom Hörensagen, und so mag dann manches verloren gegangen seyn, was ich Ihnen gerne erzählen wollte, wenn ich's recht zu erzählen wüßte. So viel ist gewiß, daß vor einigen hundert Jahren auf diesem Felsen ein schönes Schloß stand, und darin eine reiche Edelfrau mit ihrer einzigen Tochter lebte. Diese liebte einen jungen Herrn aus der Nachbarschaft, welchen die Mutter nicht leiden konnte, und es daher nie erlauben wollte, daß sie ihn heirathe. Aber die Tochter achtete der Mutter Verboth nicht, und versprach heimlich ihrem Liebhaber, so lange seiner zu harren, bis die Mutter sterben würde.

Kurz vor ihrem Tode erfuhr die Mutter dieß Versprechen, sie ward äußerst darüber böse, drohte der Ungehorsamen mit dem Fluche, und bath Gott inbrünstig, daß er ihn hören, und der Tochter Brautbett in einen Stein verwandeln möge, wenn sie den jungen Ritter dahin führen wolle.

Die Mutter starb, und die ehrvergessene, ungehorsame Tochter reichte bald hernach ihrem Liebhaber die Hand. Sie feyerten ihre Hochzeit mit großer Pracht auf dem Schlosse, welches auf diesem Felsen stand. Wie sie um Mitternacht nach der Brautkammer gingen, hörte die Nachbarschaft rings umher einen fürchterlichen Donnerschlag. Am Morgen war das schöne Schloß verschwunden, kein Weg und Steg führte mehr nach dem Felsen. Die ungehorsame Tochter saß ganz allein auf der Spitze desselben in dem steinernen Brautbette, welches man jetzt noch deutlich sehen und betrachten kann. Kein Mensch konnte sie retten, und jeder, welcher es wagen wollte, zu ihr hinauf zu klettern, stürzte herab. Sie mußte ohne Hülfe auf diesem Felsen verzweifeln und Hungers sterben. Ihren todten Körper frassen die Raben, und die Uhus schleppten ihre Gebeine in der Gegend umher, damit jedes ungehorsame Kind sich ein Beyspiel nehmen, und den letzten Willen seiner Aeltern gewissenhaft erfüllen möge. — —

Aber diese allgemeine Volkssage, dieß Mährchen, wie sie es zu nennen belieben, muß doch Deutung und Ursprung haben, sprach ich zum würdigen

Amtmanne der Herrschaft, bey welchem ich am Abende Gastfreyheit genoß, und ihm die Erzählung des alten Mütterchens wiederhohlte.

Ich zweifle, antwortete er lächelnd, doch will ich Ihnen zu Gefallen unser bestäubtes Archiv durchstöbern, es ist reichhaltig an Nachrichten aus der Vorzeit, und da die Geschichtschreiber immer gewissenhaft anzeigen: Wie theuer man in jedem Jahre das Maß Korn, das Bund Knoblauch oder Zwiebeln bezahlte? so werden sie diese merkwürdige Geschichte nicht vergessen haben, so werde ich gewiß etwas Aehnliches finden, wenn auch mündliche Sage und Erzählung das Ganze vergrößert und verunstaltet hätte.

Beym Abschiede erinnerte ich ihn nochmahls an sein Versprechen, und erhielt nach Jahresfrist folgende Geschichte von ihm:

Hugo und Kleta.

Im Jahr 1316 wurde um die Zeit der Metten, die man am Feste des heiligen Jacobs bethet, dem edlen und gestrengen Herrn Hanns von Ottenwald ein Töchterlein geboren. Am Abende vorher begann die edle Frau die ersten Geburtsschmerzen zu fühlen. Der Himmel war schön und heiter, ehe aber die Mitternacht sich nahte, verfinsterten dunkle Gewitterwolken die Sterne, der Sturmwind sauste im Forste, und brüllte in den Höhlen der Felsen. Uhus

und Eulen flatterten am Fensterlein der Schlafkammer, und krächzten fürchterlich.

Wie's im Forste noch immer tobte, der Blitz eine Eiche zerspaltete, und der Sturmwind hohe Tannen entwurzelte, erblickte das Töchterlein das Licht der Welt, es war hold und schön, die Mutter küßte es mit Inbrunst, der Vater nahm's wonnetrunken in seine Arme, Knechte und Mägde jubelten, nur der alte Vogt schlich trauernd nach seinem Gemache, und bath Gott wehmüthig, daß des Fräuleins Lebenstage nicht seiner Geburt gleichen möchten, denn er war wohl erfahren in mancherley Deutungen, und hatte die Erfahrung gesammelt, daß Gewittersturm in der Stunde der Geburt auf mancherley Unglück deute.

Das edle Töchterlein gedieh vortrefflich, es wuchs zur mannbaren Jungfrau empor, und reitzte Alt und Jung zur größten Bewunderung seiner Schönheit. Gott hörte das Flehen der Aeltern nicht mehr, ihre Ehe ward in der Folge nicht mit mehrern Kindern gesegnet, sie mußten sich mit dem Einzigen begnügen, und liebten es mit größter Zärtlichkeit.

Edeldrud, so hieß die Jungfrau, ward fromm und tugendsam erzogen, sie konnte kräftige Morgen- und Abendgebethe aus dem Stegreife sprechen, und wenn sie in der Capelle vorbethete, so eilten alle Bewohner der Feste herbey, um nachzubethen, was ihr holder Mund so lieblich und andächtiglich aussprach. Auf einem der nahen Felsen, welche sich,

links und rechts der Veste, in großer Anzahl in die Höhe thürmten, hatte einer ihrer Vorahnen eine Capelle zu Ehren der heiligsten Jungfrau erbaut. Dorthin wallfahrtete sie oft mit ihrer Magd, und bethete Stunden lang, wenn ihr Vater in der Nähe jagte.

Eben war sie siebzehn Jahr alt, als sie auch dahin wallfahrtete, und nicht wieder kehrte, wie die Sonne sich schon hinter dem Forste versteckt hatte. Der besorgte Vater ging aus, um sie zu suchen, und fand sie nicht in der Capelle. Ihr Schleyer hing unfern davon an dem Aste einer Tanne, unter deren Schatten man viele Huftritte erblickte.

Der arme Vater rasete, er sandte schleuniges Aufgeboth an alle seine Leibeigene, und irrte mit ihnen in der ganzen Gegend umher, um sein einziges Kind zu suchen und zu finden. All seine Mühe war vergebens, er mußte heim kehren zur jammernden Mutter, und konnte ihr leidendes Herz mit keiner tröstenden Nachricht erfreuen. Die schöne Edeldrud war verschwunden, keine Spur verrieth ihren Aufenthalt, keine Bothschaft von ihr erquickte die trauernden Aeltern. Ehe ein Jahr verging, tödtete Jammer die arme, schmachtende Mutter, ihre letzten Worte waren Segen über ihre geraubte Tochter, wenn sie noch hienieden wallen sollte; ihr letzter Blick bewies es deutlich, daß sie solche dort zu finden, wenigstens wieder zu sehen hoffte.

Der alte Vater saß nun einsam auf seiner Veste, er haßte die Jagd, weil diese ihn einst allzu

weit von seiner Tochter entfernt hatte, er haßte den Trunk, weil Edeldrud ihm nicht mehr den Becher kredenzte, er haßte Gelage und Gesellschaft, weil beydes ihn hinderte, an sein geliebtes Kind zu denken, und ihrem Andenken eine Thräne zu weihen. Er sprach äußerst wenig, öffnete sein Thor keinem Freunde, keinem Fremden, und hoffte, daß Kummer und Gram sein Meisterstück bald vollenden, ihn gleich der Gattinn zu seinen Vätern versammeln würde. Sechs lange Jahre hoffte er dieß vergebens, denn sein starker Körper trotzte dem Leiden der Seele, er konnte ihn wohl beugen, aber nicht zerstören.

Einst saß er noch um Mitternacht ohne Schlaf in seinem Gemache. Alles ruhte, nur er nicht. Das Bild seiner geliebten Tochter stand lebhaft vor seiner Seele. Nur einmahl wünschte er sie noch zu sehen und an sein Herz zu drücken. Ein Gepolter, welches aus der Ferne ertönte, weckte ihn aus seinem Tiefsinn, er öffnete das Fenster und horchte. Es klopfte anhaltend am äußersten Thore der Veste, es däuchte ihm, als ob ein Kind weine, und eine unverständliche Stimme jammere. Er berief den Wächter, dieser hatte ein Gleiches vernommen, und heischte des Burgherrn Rath: Ob er das Thor öffnen, oder nur Nachfrage halten sollte?

Der Burgherr war noch unentschlossen, er ging mit dem Wächter hinab, und bestieg in seiner Gesellschaft die Mauer.

Wer klopft bey so ungewöhnlicher Stunde? fragte er, als das Klopfen sich erneuerte.

Jammernde, unverständliche Töne erklangen in der Tiefe, ein kleines Kind rief: Mach auf da! Mach auf! — —

Der Wächter argwohnte Verrätherey, und widerrieth es dem Burgherrn, als er die Bitte des Kindes erfüllen wollte. Er weckte die Knechte, sie zündeten Fackeln, und senkten sie an einem Seile über die Mauer hinab in die Tiefe, ihr Feuer verbreitete Licht umher.

Eine edle Dame, an deren Gürtel vielfarbige Steine glänzten, deren Hals und Arm mit großen Perlen umwunden war, stand nahe am Thore, sie streckte ihre Hände bittend in die Höhe, und hob stillschweigend und jammernd ein kleines Kind empor, wenn man nach ihrem Nahmen und der Ursache ihrer Ankunft forschte. Man sah in der Nähe und Ferne niemanden, argwohnte aber doch noch immer, weil die Dame keinem Rede stehen wollte.

Schon bath der herbey geeilte Vogt den Burgherrn, die Unbekannte bis am Morgen harren zu lassen, und wollte es ihr eben kund thun, als sie ihr flehendes Angesicht noch einmahl zu ihm empor wandte. Er schauderte zurück. Gott und Maria! rief er aus, war dieß nicht Jungfrau Edeldruds Blick? Ists nicht ihre ganze Gestalt? — —

Wie der Burgherr, dessen Auge nicht mehr hell sah, diese Vermuthung hörte, und einige der Knechte sie bestätigten, da achtete er keines möglichen Verraths, eilte hinab von der Mauer, half selbst die Riegel zurück schieben, und zitterte und bebte,

als die edle Frau mit ihrem Kinde herein, und zu seinen Füßen niederstürzte. Er hob sie ahndend empor, er drückte sie mit frohem Entzücken an sein Herz, wie er sein einziges, sein verlornes Kind in ihr erkannte. Es ist unsre Jungfrau Edeldrud! murmelten einige der Knechte. Sie ist's! Sie ist's! jubelte endlich die ganze Menge, und drängte sich liebkosend an ihre Seite.

Sie riß sich mit einmahl vom Halse des Vaters los, und überblickte mit unruhigem, suchendem Blicke die Menge. Ha, ich verstehe! rief der Vater; ob dir dein Gefühl gleich die Sprache geraubt hat, so spricht dein Blick doch deutlich. Du suchst deine Mutter? Sie ist nicht mehr hienieden, sie hinterließ dir Segen in Fülle, nimm ihn aus der Hand deines Vaters, und murre nicht mit Gott, da er dir diesen noch gönnte.

Edeldrud sank wieder weinend und schluchzend in die Arme des Vaters zurück, er leitete sie nach dem Saale. Der Vogt trug das kleine Kind auf seinen Armen neben her, es spielte mit dem grauen Haare des Vaters, und fragte ihn mehr als ein Mahl: Ob er es liebe?

Wie sie im Saale anlangten, führte sie der Vater zum Kredenztische, er schwenkte die Humpe, sie war noch halb gefüllt. Geliebte Tochter, rief er wonnetrunken aus, fülle mir den Becher! Immer flehte ich zu Gott, daß er mir dieß Glück gewähren solle, er hat mein Flehen erhört, ich wills genießen!

Edel=

Edeldrud füllte den Becher, Thränen träufelten darein. Es sind Thränen der Freude, es sind deine Thränen, sie können nicht schaden, sprach der Vater, und leerte den Becher. Jetzt, fuhr er fort, sättige aber auch meine Neugierde, die sich mächtig regt. Wo warst du diese lange Zeit? Wie kam dieß Kind in deine Hände. Ist's das deinige? O ich will's als Enkel an meine Brust drücken, und sollte es auch ein Bastard seyn!

Edeldrud hob das Kind weinend empor, und legte es in die Arme ihres Vaters. Ihr Blick suchte den Himmel, und blieb bethend an ihm hangen. Das Kind hing sich an des Greises Hals, küßte seine Wangen, und sprach schmeichelnd: Mir gut seyn! Mich lieb haben! — —

Der alte Vater fühlte diese Bitte tief, und schloß es mit Vatergefühl an sein Herz. Erzähle, sprach er zu Edeldruden, erzähle offen und aufrichtig, es wird Wollust für mein Herz seyn, wenn es dir recht viel vergeben kann!

Edeldruds Blick sank zur Erde, ihr Angesicht glühte, Begierde nach Rache funkelte in ihrem Auge, sie öffnete ihren schönen Mund, und deutete mit der Hand darauf. Mutter kann nicht reden, sprach das Kind, hat keine Zunge! Der alte Vater schauderte zurück, alle Anwesende falteten die Hände und staunten. Lange wagte es keiner, die schreckliche Muthmaßung zu prüfen; endlich nahte sich der Vogt, und sah nun deutlich, daß der unglücklichen Edeldrud die Zunge wirklich zur Hälfte

abgeschnitten, die Wunde aber schon lange verheilt sey.

Des Vaters Schmerz war groß und schrecklich, er zitterte und bebte, wenn er sich das Leiden der Unglücklichen dachte; er wüthete, wenn er überlegte, daß er nicht Rache nehmen könne an dem Urheber dieser schändlichen That. Die Nacht verfloß schlaflos, alles jammerte, alles weinte und bedauerte das harte Schicksal der Unglücklichen.

Nach manchen Fragen, die Edeldrud nur durch Zeichen beantworten konnte, ward dem Burgherrn kund, daß wahrscheinlich mächtige Räuber sie ehemahls aus der Capelle entführt, und so schrecklich mißhandelt hatten. Wie aber in der Folge sich ihr hartes Schicksal geändert, wie und durch wen sie die schönen Kleider, den kostbaren Schmuck und die Edelsteine, welche sie am Haupte, Halse und Gürtel trug, erhalten hatte, konnte Edeldrud mit aller Mühe und Anstrengung keinem der Anwesenden begreiflich machen. Nur so viel erfuhren sie mit Gewißheit, daß das kleine Kind — ein schönes, liebes Mädchen — ihre Tochter, und sie aus einer weiten Ferne mit ihr bis hierher geflohen sey.

Endlich gönnte der Vater seinem wieder gefundenen Kinde Ruhe, er führte sie nach ihrem ehemahligen Gemache; sie weinte sehr, wie sie es betrat, und kniete bethend an ihr Lager. Am Morgen besuchte sie der Vater, er hatte die ganze Zeit sich mit seinem Vogte berathet, er hoffte, durch wohlgeordnete Fragen mehreres Licht zu erhalten.

Liebst du den Vater dieses Kindes? sprach er zu seiner Tochter.

Edeldrud (bekräftigte es mit den deutlichsten Zeichen.)

Der Vater. War er dein Gatte? Wurdest du auf rechtmäßige Weise mit ihm verheirathet?

Edeldrud (legte die Hand auf die Brust, und neigte ihr Haupt.)

Vater. War er ein Ritter? Oder mehr noch, als ein Ritter?

Edeldrud (bejahte beyde Fragen.)

Vater. War er unter denen, welche dich mir raubten? Hatte er Theil an der schrecklichen That, die sie an dir übten?

Edeldrud (verneinte diese Frage.)

Vater. Wurde er vielleicht dein Retter?

Edeldrud (bestätigte es mit großer Freude.)

Vater. Wo ist er? Lebt er noch?

Edeldrud (weinte, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie das bezweifle.)

Vater. Wie warst du von ihm getrennt? Wie kamst du hierher?

Edeldrud (deutete auf ihr Kind, und suchte dem Vater begreiflich zu machen, daß dieses alles erzählen würde.)

Der Vater verstand die Deutung, und bestürmte nun das Kind mit vielen Fragen, aber seine Neugierde ward nur höchst mäßig befriedigt. Das muntere, geschwätzige Mädchen erzählte zwar vieles, aber doch nichts, was auf nähere Entdeckung hätte

leiten können. Seiner Aussage nach lebte die Mutter mit dem Vater auf einer schönen Veste, die ein prächtiger Garten umgab, in welchem sie oft spazieren gingen. Der Vater liebte die Mutter recht sehr, und diese liebte ihn auch recht sehr. Sie hatten viele Knechte, Diener und Mägde, und lebten froh und zufrieden, nur die Mutter weinte manchmahl; wenn aber der Vater kam, da wischte sie schnell ihre Thränen ab und lächelte.

Einst gingen sie fröhlich schlafen. In der Nacht erwachte die Kleine, wilde Männer standen mit Fackeln an ihrem Lager, rissen sie empor, und trugen sie nach dem Vorhofe. Die Mutter stand schon weinend und händeringend unter einem Haufen anderer Männer, welche das Kind nicht kannte. Die Veste stand in Flammen, den Vater sah man nicht. Andere Fremde brachten Rosse herbey, die Mutter mußte eines derselben besteigen; viele Reiter umgaben sie, einer derselben reichte der Mutter das Kind.

Lange, lange zogen sie vorwärts, mußten oft im Forste schlafen, dann und wann auch hungern. Ehe die Sonne am Tage zuvor unterging, kamen sie in eine wilde Gegend, wo man nichts als Felsen und Steine sah; die Mutter weinte viel. In der Nacht erwachte das Kind auf dem Arme der Mutter, diese lief schnell und eilend, sprang wie ein Reh über Steine und Felsen hinweg, und langte endlich am Thore der Veste an, wo sie heftig klopfte, und dem Kinde durch Zeichen zu verstehen gab, daß es rufen möge: Wer sein Vater war!

Wie er sich nenne? In welchem Lande sie wohnten? konnte das Kind nicht erzählen.

Da der Haufe, welcher nach der Aussage des Kindes seine Mutter so lange gefangen mit sich führte, wahrscheinlich nahe der Capelle gelagert hatte, aus welcher ehemahls Edeldrud geraubt wurde, so sandte der Vater sogleich den Vogt mit einer Menge Reisigen aus, um diesen auf die Spur zu kommen, und so die mögliche Entdeckung zu fördern. Aber dieser kehrte schon am Abende mit der Versicherung zurück, daß er zwar die Stätte ihres Lagers zwischen den Felsen entdeckt, aber die weitere Spur verloren habe. Wie ich aber, erzählte er weiter, beym Rückzuge in der Capelle bethete, und eures Jammers lebhaft gedachte, da gab mir sonder Zweifel Gott einen Rath ein, der euch, wenn ihr ihn nützen wollt, dem Endzwecke näher führen wird. Beruft einen gelehrten Mönch aus dem nahen Benedictiner-Kloster, lohnt ihn gut, damit er der gestrengen Frau die Kunst zu schreiben lehre, sie wird dann ihm alles kund machen können, was sich mit ihr zugetragen hat, und ihr werdet es durch ihn wieder erfahren.

Der alte Vater ergriff diesen Rath mit vielen Freuden, er that ihn seiner Tochter kund, und diese äußerte große Begierde, diese Kunst bald zu erlernen.

Schon am andern Morgen erschien der Mönch, und gelobte, binnen Jahr und Tag der edlen Frau die Schreibekunst vollkommen zu lehren. Alles harr-

te dieser Zeit mit Begierde entgegen, ehe aber noch Edeldrud die Buchstaben nachmahlen konnte, warf Alter, und wahrscheinlich auch innerer Kummer, den Vater aufs Krankenlager, er bestellte sein Haus, setzte sein unglückliches Kind zum Erben seiner Güter ein, und schied mit der sichern Hoffnung, daß ihm dort Aufklärung werden, und der Ewige die Rache an dem ruchlosen Thäter selbst üben werde, die er hier nicht vollenden konnte.

Edeldrud trauerte tief und lange am Grabe ihres Vaters, sie legte die Trauerkleider nie mehr ab, und ging immer als eine tiefgebeugte Witwe umher. Sie ließ ihre Veste stets sorgfältig bewachen, und das Thor derselben keinem Fremden öffnen. Wie ihr bald hernach der Vogt kund machte, daß er im Forste einen Haufen Reisige getroffen habe, die ihm nicht Rede stehen wollten, so dünkte sie sich auf der Veste nicht mehr sicher, sammelte ihre Schätze, und zog mit ihrer Tochter, welche sie innig liebte, gen Regensburg, wo sie sich ein Haus miethete, und äußerst einsam lebte.

Der alte Mönch ward ihr lieb und theuer, sie ernannte ihn zu ihrem Capellan, nahm ihn mit sich, und lernte bald die damahls noch so seltene Kunst, sich durch geschriebene Buchstaben verständlich zu machen. Er ward in der Folge ihr Dolmetscher, und erklärte dann immer, was sie einem oder dem andern sagen wollte.

Auch ihre Tochter, welche sich Kleta nannte, mußte die Schreibekunst lernen, und da sie einsah,

daß dieß das einzige Mittel sey, mit ihrer Mutter sprechen zu können, so erwarb sie sich bald so große Fertigkeit darin, daß sie, nach der Versicherung des Mönches, nicht allein sehr schön, sondern auch fertiger, als mancher gelehrte Mann schreiben konnte.

Wie Kleta die Jahre des Mädchens verließ, in den Stand der Jungfrauen trat, nachzudenken und zu überlegen begann, heischte sie oft von ihrer Mutter die Erklärung ihres ehemahligen wunderbaren Schicksals, aber die Mutter erwiederte alle Mahl, daß dieses ihr jetzt noch nicht Frucht bringe, mehr Schaden als Nutzen verursachen könne.

Ich will, schrieb sie ihr einst mit Thränen, dieß Geheimniß nicht mit in mein Grab nehmen, du wirst die ganze Erzählung meines äußerst grausamen Schicksals nach meinem Tode in meinem Kleinodienkästchen verwahrt finden. Bis dahin erlaube mir aber zu schweigen, denn es würde mir äußerst weh thun, wenn ich durch echte Erzählung zwar dein Mitleid reitzen, vielleicht aber deine Liebe vermindert sehen müßte. Es fiel mir schwer, meinen Vater todt zu sehen, aber ich würde noch weit stärker an seinem Grabe gejammert haben, wenn mich nicht die frohe Hoffnung, daß nun das Bekenntniß meines Schicksals niemand mit Gewalt fordern könne, getröstet hätte. Bedenke dieß, und ehre meinen Kummer. Kleta that es, und hielt redlich Wort, sie forschte nie mehr darnach, und glaubte jetzt, was der Mönch ihr so oft gesagt hatte, daß die Mutter ihn noch nie zum Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht habe.

Edeldrud lebte zu Regensburg sehr eingezogen, sie konnte mit niemanden sprechen, und suchte daher jede Gesellschaft zu vermeiden. Da ihr Haus ganz einem Kloster glich, und sie nur täglich mit verschleyertem Angesichte nach der Kirche ging, so nannte man sie nur die fromme Stumme. Viele glaubten, daß sie wirklich stumm sey, nur wenige wußten es, daß sie durch einen unbekannten Zufall ihre Zunge verloren habe.

Als Kaiser Ludwig von seinem unglücklichen Zuge aus Italien nach Deutschland zurück kehrte, und mit seiner Hofstaat in Regensburg einige Zeit weilte, war Kleta eben siebenzehn Jahre alt geworden. Alle, die sie sahen und kannten, lobpreisten ihre außerordentliche Schönheit, und behaupteten einstimmig, daß noch keine schönere und reitzendere Dirne in dieser Stadt gelebt habe. Dieser Ruf, welcher schon allgemein war, ehe der Kaiser anlangte, verbreitete sich bald am Hofe desselben. Die jungen Ritter wünschten diese Perle der Schönheit näher zu sehen; sie schlichen an ihrem Hause vorüber, und sammelten sich in der Kirche, wo sie bethete. Wann dann Kleta etwa ans Fenster trat, oder in der Kirche ihren Schleyer lüftete, so war's, als wenn die Sonne aufging, aller Augen wandten sich nach ihr, und verehrten sie.

An der Spitze aller, welche Kletas große Schönheit verehrten, und nach einem Blicke ihrer schönen Augen geitzten, stand Hugo von Immenthal, ein schöner, holder Jüngling. Er war mit dem Kaiser nach Ita-

lien gezogen, hatte sich durch emsige Dienste, durch seltene Treue bey ihm so beliebt und angenehm gemacht, daß er ihn, gleich seinem Sohne, liebte, und immer an seiner Seite gehen ließ. Alle wichen ehrfurchtsvoll zurück, als sie sahen, daß des Kaisers Liebling Kletas Schritten eifrig folge, und offen erklärte, daß er diese Jungfrau als Weib heim zu führen wünsche.

Durch rastloses Bestreben hatte er Kleta aufmerksam gemacht. Wenn er auf seinem schwarzen Streitrosse die Straße herauf trabte, so trat sie immer ans Fenster, und lächelte vergnügt, wenn das gereitzte Roß den festen Reiter herab werfen wollte, und doch nicht konnte. Wenn sein Sporn hinter ihr in der Kirche klirrte, so lüftete sie stets den Schleyer, und weilte oft lange mit ihrem Blicke auf ihm. Dieß war aber auch alles, was er durch volle zwey Monathe, von welchen jeder Tag seine Liebe mehrte, gewinnen konnte. Die Ehrfurcht erlaubte es ihm nicht, die Mutter sammt der Tochter auf der Straße oder in der Kirche anzureden, und wollte er es wagen, unter irgend einem erdichteten Vorwande in ihr Haus einzudringen, so ward er immer mit der Versicherung zurück gewiesen, daß keinem Ritter der Eingang offen stehe. Jeder, mit welchem er sprach, kannte die schöne Kleta, aber keiner unter allen hatte Zutritt in ihrem Hause, oder war fähig, ihm solchen zu bewirken.

Wie schon nahmenlose Liebe an seinem Herzen nagte, er in mancher durchwachten Nacht hundert

Plane entwarf, von welchen er am andern Tage keinen ausführbar fand, machte ihm der Kaiser kund, daß er zur Uebung seiner Ritter ein Turnier feyern wolle, welches glanzvoll und prächtig beginnen, und zehn Tage lang dauern sollte.

Hugo's Herz ward durch diese Nachricht hoch erfreut, die immer thätige Liebe zeigte ihm in diesem Augenblicke Möglichkeit und Hoffnung. Er fragte: Ob der Kaiser alle edeln Jungfrauen der Stadt zum Feste laden würde, und bath, als dieser es bewilligte, der Herold dieser kaiserlichen Gnade werden zu dürfen.

Die Bitte ward bewilligt, schon am andern Morgen zog er mit kaiserlichem Geleite durch die Straßen, um alle edle Jungfrauen zu laden. Kleta's Wohnung war ganz natürlich eine der ersten, welche er besuchte. Ich komme im Nahmen des Kaisers, sprach er zum Thürsteher, und dieser öffnete nicht allein ehrerbiethig das Thor, sondern ging auch, seiner gestrengen Frau Bothschaft zu bringen.

Hugo harrte nicht lange, man führte ihn nach einem Gemache, wo er Mutter und Tochter an einem Stickrahmen fand; er grüßte die erstere mit Ehrfurcht, und erklärte der letztern des Kaisers Einladung mit stammelnden Worten. Kleta's Wange hatte sich hoch geröthet, als sie den Ritter erblickte; sie bleichte jetzt mächtig, als sie seine Bothschaft hörte, und nicht wußte, wie sie solche beantworten sollte. Sie blickte ihre Mutter an, und heischte Rath und Unterricht. Edeldrud ergriff den Griffel,

schrieb ihr einige Worte auf die Schiefertafel, Kleta lächelte, und antwortete jetzt dem Ritter, daß sie die hohe Ehre des Kaisers schätze, und seinem Befehle gemäß beym Feste erscheinen werde.

Hugo dankte, zögerte so lange, als möglich, bewunderte die schöne Arbeit der noch schönern Hände, und ging endlich, weil er des Wohlstands wegen nicht länger bleiben konnte. Kleta begleitete ihn bis an die Stufen der Treppe, er stammelte einige Worte der tiefsten Verehrung; die Jungfrau lächelte, und stand noch an der Treppe, wie er schon wieder auf seinem Rosse saß. Wie sie ins Gemach zurück kehrte, fand sie ihre Mutter in Thränen, sie forschte nach der Ursache, und fragte offenherzig: Ob sie sich vielleicht nicht geziemend betragen, sie durch irgend etwas beleidigt habe?

Die Mutter trocknete ihre Thränen, und versicherte, daß diese nur einer traurigen Rückerinnerung wegen flößen. Du hast, schrieb sie, dich wohl und anständig betragen. So sehr ich's wünschte, konnte ich doch die Einladung nicht ablehnen. Es ist eine große Ehre, in Turnier-Logen Sitz nehmen zu dürfen; wer sie ausschlägt, beweiset deutlich, daß er sie nicht verdient. Wärst du einige Jahre älter, so würde mir diese Einladung aus mancher Rücksicht willkommen seyn. Viele Jungfrauen sahen im Turniere ihren künftigen Gatten. Kummer und Jammer haben mich zum Grabe reif gemacht, ich würde äußerst schwer sterben, wenn ich dich an meinem Sterbelager ohne Stütze erblicken müßte. Vielleicht

ist mein Ende näher, als ich glaube, vielleicht ist es Gottes Fügung, ich will ihr nicht vorgreifen.

Die Anstalten zum herrlichsten Turniere, welches jemahls gefeyert wurde, begannen nun mit vollem Ernste, selbst Edeldrud war ganz damit beschäftigt. Ihr Herz hing ganz an dem einzigen Kinde, sie wünschte, daß es glanzvoll erscheinen möge, und öffnete ihr Schmuckkästchen, um Kleta's Gürtel und Wams reichlich zu zieren. Hugo trabte unter dieser Zeit täglich an Kleta's Hause vorüber, er traf sie immer am Fenster, und ward von ihr stets freundlich gegrüßt. Sein Herz hoffte, und war jetzt thätiger, als vorher.

Noch hatte der Kaiser keine der edeln Jungfrauen bestimmt, welche nach Sitte und Gebrauch den Preis austheilen sollte; er war sogar verlegen, welche er wählen würde, weil unter allen Geladenen sich keine befand, die ihres vorzüglichen Ranges wegen diese Ehre mit Recht fordern konnte. Gnädiger Herr, sprach Hugo, laßt das Loos entscheiden. Sind die Jungfrauen versammelt, so zähle ich ihre Menge, thue eben so viel silberne Kugeln, unter welchen sich nur eine einzige goldene befindet, in einen Beutel, laß dann jede ziehen, und ihr ernennt diejenige als Preisgeberinn, welche die einzige goldene erhält.

Dem Kaiser behagte dieser Vorschlag sehr, er billigte ihn ganz, und Hugo erhielt den Auftrag, alles Nöthige zu besorgen. Schon einige Tage vorher, ehe das Fest begann, zogen aus der Nähe und

Ferne die aufgebothenen Ritter herbey, jeder führte Reisige und Knappen hinter sich, der Tritt der stolzen Rosse ertönte Tag und Nacht in den Straßen, die ganze Stadt glich einem Turnierplatze.

Am frühen Morgen des Festes zogen die zwölf Ehrendamen, welche die Schaar der edeln Jungfrauen zu leiten und zu führen verordnet waren, durch alle Straßen der Stadt, und sammelten die Geladenen hinter sich. Wie sie an Kleta's Wohnung anlangten, und der Herold ihre Gegenwart durch lauten Trompetenruf verkündigte, segnete Edeldrud ihre Tochter, und sandte sie hinab. Lautes Flüstern durchlief die Menge, wie sie am Thore erschien; unwillkührliches Staunen und tiefe Ehrfurcht fesselte alle, wie sie ihren milchweißen Zelter bestieg, und zwölf in Scharlach gekleidete Diener sich hinter ihr auf ihre Rappen schwangen.

Kleta trug einen Rock und Wams von dichtem, purem Goldstücke, ihr schwarz sammtner breiter Gürtel war mit Edelgesteinen eingefaßt, in seiner Mitte schlängelte sich eine Schlange von bunten Edelsteinen rings um ihren Körper. Ihr schwarzes Haar war mit großen Perlen behangen, welche nachlässig auf die Arme herab sanken, und diese bis an die Hände dicht umschlungen. Ihr aufgeschürzter Schlepp war von schwarzem Sammt, welchen goldene Spangen faßten, und dessen Saum ebenfalls viele Edelsteine zierten, selbst an ihren Halbstiefeln und an der Decke ihres Zelters erblickte man diese Steine im Ueberflusse. Sie glich einer Königinn, welche

im Triumphe durch die Stadt zog; alle Zuschauer nannten sie die Sonne, und achteten die übrigen nur als ihre Trabanten. Selbst der Kaiser erstaunte ob ihrer Pracht und Schönheit, als er den Zug von seinem Erker überblickte, und forschte begierig nach ihrem Stand und Nahmen.

Wie alle Jungfrauen im Saale versammelt waren, trat Hugo mit dem Beutel, welcher die Kugeln enthielt, in ihre Mitte. Freude und Wonne glänzte in seinem Gesichte, der Listige war seines Wunsches, seiner geheimen Absicht gewiß. Er hatte sich einen Sack verfertigen lassen, den eine Scheidewand an einer Ecke theilte, im großen Raume lagen die silbernen, im abgetheilten die einzige goldene Kugel, er drückte diesen zu, so lange andere griffen, er öffnete ihn, und verbarg jenen, als Kleta mit zitternder Hand hinein griff. Ihre Wangen rötheten sich hoch, und aller Uebrigen bleichten mächtig, wie sie in ihrer Hand die goldene Kugel erblickten. Niemand ahndete die List, nur der Kaiser fragte seinen Liebling lächelnd: Wie's möglich sey, daß das blinde Loos dieses Mahl so hell gesehen habe?

Hugo führte nun Kleta, als Königinn des Turniers, in die Schranken, und von dort unter den reichgestickten Baldachin, welcher ihren erhabenen Sitz deckte. Er war vorbereitet auf diesen Gang, und suchte ihn nach Kräften zu nützen. Schöne Preisgeberinn, sprach er kühn und doch zagend, würde

es euch wohl verdrießen, wenn ich mich euch als Sieger nahte, und den Preis von euch forderte?

Kleta. Wie wäre dieß möglich? Es würde mich im Gegentheile sehr freuen, wenn ich die Glückliche wäre, welche eure Tapferkeit krönen könnte.

Hugo. Und würde der vom Kaiser bestimmte goldene Helm der einzige Lohn seyn, welchen ich aus eurer Hand erhielte?

Kleta. Ich verstehe euch nicht.

Hugo. Würde nicht wenigstens ein liebevoller Blick mir den Preis unschätzbar machen? Mich nicht mit der Hoffnung stärken, daß unendlich größerer Lohn in der Hand der Geberinn ruhe, mir vielleicht einst werden könne?

Kleta (unschuldig und gut.) O ich versichere euch, daß ich euch unter allen Rittern den Preis am willigsten gönne, und euch willig, wenns in meiner Macht stände, höher als der Kaiser lohnen wollte.

Hugo. O dann wollte ich selbst mit dem Satane kämpfen, und ihn überwunden zu euern Füßen schleppen, damit er das Meisterstück der Schöpfung knirrschend bewundere, und den Glücklichsten unter den Sterblichen beneide!

Der Kampf auf Stich und Hieb, auf Beil und Kolbenschlag dauerte zehn Tage lang. Hugo trat in dieser Zeit vierzig Mahl in die Schranken, und verließ sie immer als Sieger. Nur ein Mahl wankte er mächtig, wie ein eisenfester Schwäbischer Ritter die Lanze an seinem Harnische zerbrach. Kleta schrie

laut auf, wie er vom Rosse zu sinken drohte, aber Hugo ermannte sich schnell, setzte eine neue Lanze ein, und der Ritter schnellte in Sand herab. Den heutigen Sieg danke ich euch, sprach er zu Kleta, wie er sie am Ende des Spiels die Stufen herab führte, ich hörte eure Theilnahme, und fühlte mich stärker, als je. Kleta drückte unwillkührlich seine Hand, und gestand ihm offen, daß sie noch vom jähen Schrecken zittere, und es gerne sehen würde, wenn er sich künftig nicht immer an den stärksten wage.

In den Tagen des Kampfes wurden keine Freudenfeste gefeyert, die Kämpfenden bedurften der Ruhe. Die Jungfrauen zogen immer unter der Obhuth ihrer Ehrendamen wieder heim, und mußten, bis nach entschiedenem Siege, der künftigen Feste und des damahls so beliebten Reihentanzes harren.

Kleta's Mutter lächelte zufrieden und stolz, wie ihr kund ward, daß ihre Tochter die Königinn des Festes sey. Das Loos war gerecht, schrieb sie im Taumel der Freude auf die Tafel, deine Geburt berechtigt dich zu dieser Ehre, du verdienst sie wirklich. Kleta forderte nähere Erklärung über diese dunkle Rede, aber Edeldrud wischte die Worte schnell hinweg, und trat mit nassem Blicke ans Fenster.

Kleta hatte von früher Jugend an ihre Tage in stiller Ruhe durchlebt, jetzt war sie mit einmahl ins bunte Hofgewühle verwickelt worden, sie taumelte, gleich einer Träumenden, darin umher, es war ihr weh und wohl ums Herz. Weh, wenn

die Hunderte alle nach ihr hinstarrten; wohl, wenn sie unter den Hunderten den tapfern Hugo erblickte, dessen reitzende Gestalt ihr immer mehr behagte, dessen Tapferkeit sie immer stärker bewunderte. Sein Bild wanderte auch mit ihr ins ruhige Gemach, oft sah sie ihn in Augenblicken der erhitzten Einbildungskraft nahe vor ihrem Sitze stehen, und fuhr so rasch empor, daß die Mutter sorgfältig nach der Ursache forschte. Gern hätte sie ihr solche gestanden, wenn nicht immer geschäftige Dienerinnen gegenwärtig gewesen wären, welche den Putz des künftigen Tages ordneten, und das Geständniß hinderten.

Der eilfte Tag erschien nun, und mit ihm die Stunde, in welcher die Kampfrichter den Tapfersten nennen, und Kleta ihm den Preis reichen sollte. Sie war dieses Mahl in weiße und himmelblaue Seide gekleidet, und glich vollkommen einer Huldgöttinn, welche von höhern Gefilden herab steigt, um den Menschen begreiflich zu machen, daß es noch schönere Wesen, wie er, gibt. Die Ritter standen in dichtem Haufen an den Schranken, in welchen die Richter saßen, sie erkannten einstimmig den Hugo von Immenthal für den tapfersten. Der Herold rief seinen Nahmen aus, er trat mit entblößtem Haupte aus dem Haufen hervor, die Jungfrauen warfen Blumen und Kränze auf ihn herab, er dankte, aber sein Blick hing an Kleta, die mit zitternder Hand den Helm hob, und ihn gegen ihn ausstreckte.

Du warst der Tapferste, sprach sie mit stammelnder Stimme, du verdienst den ersten Preis und

Dank! Mit diesem Helme lohnt dich der Kaiser, welcher den Tapfern liebt. Mit diesem Kusse (sie zögerte, und sank endlich an seine Wangen) mit diesem Kusse lohne ich dich im Nahmen aller edlen Jungfrauen, welche den tapfern Jünglingen hold sind.

Jubelgeschrey und Trompetenklang ertönte weit und breit umher, viele Ritter wünschten sich an Hugos Stelle, mehrere Jungfrauen neideten Kleta's Glück, alle glaubten aber einstimmig, daß Hugo einen doppelten Preis, des Kaisers Helm und Kleta's Herz, erhalten habe. Hugo glaubte dieß auch mit wonnevollem Entzücken, und mühte sich äußerst, seinen Glauben durch frohe Hoffnung, durch nähere Gewißheit zu stärken. Er saß bey der Tafel ihr zur Seite, er eröffnete an ihrer Hand den Siegesreihen, und Kleta stammelte ihm Liebe, als er sie einst nach einem Erker führte, und, vom Tanz und Liebe erhitzt, Entscheidung seines Glückes von ihr heischte.

Der beobachtende Kaiser sah seines Lieblings Glück, und gönnte es ihm von Herzen. Auch ihm behagte Kleta's Gestalt und Betragen, nicht Jünglingsliebe, nicht Wallung der Wollust zog ihn nach ihr hin; er wußte sich die Neigung selbst nicht zu erklären, sie glich der Liebe eines Vaters, welcher ein verlornes, lang entbehrtes Kind unverhofft wieder findet. Er sprach oft mit ihr, und forschte einst mehr, als gewöhnlich, nach ihres Vaters Nahmen. Kleta achtete es für ungerecht, dem Kaiser irgend etwas zu verschweigen; er hörte mit sichtbarer Rüh-

rung zu, küßte am Ende mit thränendem Auge Kleta's Stirn, und versprach, ehestens ihre Mutter zu besuchen.

Die Tage des Festes flossen schnell vorüber, denn nichts rauscht schneller, als Genuß der Freude. Kleta fühlte sich unglücklich, als sie wieder in der mütterlichen Wohnung eingeengt war, nicht mehr am Arme des Geliebten die bunten Reihen durchfliegen, sticken oder weben sollte. Ihr geliebter Hugo hatte ihr beym Abschiede versprochen, am folgenden Tage vor dem mütterlichen Hause zu erscheinen, und würde er eingelassen, bey der Mutter um der Tochter Hand zu werben. Kleta achtete es für nöthig, die gute Mutter darauf vorzubereiten; sie zögerte lange, endlich begann sie doch.

Liebe Mutter, sprach sie stotternd und mit gesenktem Blicke, ihr habt wahr gesprochen! Das Turnier, die Ehre, welche ich auf diesem genoß, scheint Gottes Fügung zu seyn. Hugo von Immenthal erhielt den Preis! Ach! ihr hättet nur sehen sollen, wie tapfer er kämpfte! Er ist des Kaisers Liebling! Sein Vater war ein edler, aber auch armer Ritter! — — Dieß hat der Kaiser erwogen und den tapfern Sohn mit vielen Gütern belehnt, mit noch mehrern beschenkt! — — Er ist jetzt wohlhabend und reich! Er könnte zehn Weiber anständig ernähren. —

Die Mutter (lächelnd, diese und alle folgende Reden schreibend.) Was willst du mit allen diesen Reden sagen?

Kleta. Je nun! (Stotternd.) Ich wollte nur

— — Wie ich ihm den Preis reichen, und im Nahmen aller Jungfrauen küssen mußte — — da — dachte ich eurer Rede, und da — — Wie wir einst den Reihen getanzt hatten, und ich im Erker Luft sammelte, da trat er zu mir — — da fragte er mich, drang ungestüm — — Nein, nicht ungestüm, aber doch auch heftig in mich, und da dachte ich wieder an eure Worte, und — — und — — versteht ihr mich denn nicht, Mutter? — —

Mutter (lächelnd.) O! nur allzu gut! Du liebst!

Kleta. Wenn dieß Liebe ist — — und freylich — — was kann es anders seyn? — — Ihr mögt wohl recht haben — — Aber dann liebt er mich auch, recht sehr liebt er mich! — — Er will bey euch um mich werben — — vielleicht heute noch! Ihr werdet ihn doch nicht abweisen? — — Der Kaiser billigt seine Wahl, auch er will ihm sein Vorwort verleihen, und den Kaiser, Mutter, den Kaiser dürft ihr nicht beleidigen. Er ist so lieb, so gut! Er sprach oft mit mir. Er nannte mich seine Tochter, und Thränen glänzten in seinem Auge, wenn er mich so nannte. Er wird euch nächstens heimsuchen, er hat's mir versprochen; er hätte viel mit euch zu reden, sagte er einige Mahl, und hoffte, Freude und Trost bey euch zu finden.

Die Mutter (weinte heftig.)

Kleta. Ihr weint auch? Darf Hugo nicht erscheinen, wenn er kommt?

Die Mutter. Er darf! Ich will ihn kennen

lernen, und entspricht er meiner Erwartung, so will ich deine Liebe nicht hindern, sondern vielmehr fördern. — Mein Ende naht sich, ich fühl's zu deutlich! Du bedarfst eines Gatten! Ich werde vergnügt sterben, wenn ich dich an meinem Lager in seinen Armen erblicke.

Kleta (voll Freude.) Ihr wollt ihn also sehen, sprechen, kennen lernen? O das habt ihr ja schon! War er nicht neulich schon bey euch? Brachte er nicht die Einladung zum Turnierfeste?

Die Mutter (hastig.) Dieser ist's? Dieser ist Hugo von Immenthal?

Kleta. Ja! Ja! dieser ist's?

Die Mutter (immer hastiger.) Der Ritter mit dem rollenden, schwarzen Auge? Mit der gebogenen Habichtsnase?

Kleta. Ja, der Ritter mit dem schönen Auge, mit der echten Heldennase!

Die Mutter (stützt ihren Arm auf den Tisch, verdeckt mit der Hand ihr Gesicht, nach langem Kampfe.) Ich will ihn noch ein Mahl sehen, aber dann — — Liebe Tochter, wenn ich's hindern muß, so mußt du unbedingt folgen!

Kleta. Das wäre schrecklich! — —

Die Mutter. Schrecklich, aber du mußt! —

Der lange Morgen floß nun still und traurig vorüber. Edeldrud saß mit starren Blicken auf ihrem Sitze, Thränen schlichen oft über ihre bleichen Wangen herab. Kleta schlich zagend und bangend im Gemache umher, blickte nach ihrer Mutter, hoff-

te, wünschte und ahndete. Sie eilte zitternd an's Fenster, wenn auf der Straße Huftritte ertönten, sie wankte traurig zurück, wenn ein fremder Ritter vorüber zog.

Wie Nachmittags die Diener die unberührten Speisen wieder abgetragen hatten, meldete einer derselben den Ritter Hugo von Immenthal. Die Mutter schauderte hoch empor, Kleta zitterte und bebte; endlich winkte Edeldrud, und er ward vorgelassen. Ihr Blick starrte nach ihm hin, wie er eintrat; sie verhüllte ihr Gesicht, wie er näher kam. Hugo staunte ob des Empfanges, er blickte nach Kleta hin, welche ihn zu trösten wünschte, aber nicht trösten konnte. Endlich faßte sich Edeldrud, sie nahm den Griffel in die Hand, und schrieb die Frage auf: Wie nannte sich euer Vater? Hugo konnte nicht lesen, Kleta mußte die Frage erklären. Mein Vater, sprach Hugo standhaft, war einer der unschuldigen Edeln, welche man fälschlich der Theilnahme an Kaiser Albrechts Mord beschuldigte, er nannte sich Otto von Farwangen — —

Wie er diese Worte ausgesprochen hatte, sprang Edeldrud von ihrem Sitze empor, sie starrte fürchterlich nach Hugo hin, sie winkte mit der Hand, wollte gehen, vermochte es nicht, und stützte sich auf ihre Tochter. Da sie immer nach dem andern Gemache zu gehen wünschte, so leitete sie Kleta endlich dahin.

Hugo stand lange staunend und harrend im

Gemache, endlich meldete ihm eine Dienerinn, daß die edle Frau ihn heute nicht sprechen könne, aber morgen um diese Zeit ganz gewiß wieder hier zu sehen wünsche, viel mit ihm zu sprechen habe. Er ging hoffend und fürchtend, denn er liebte Kleta unaussprechlich, konnte sich ohne ihren Besitz kein Leben mehr denken.

Eben so ergings der gleich stark liebenden Kleta, sie stand weinend an ihrer Mutter Seite, welche einen fürchterlichen Kampf zu kämpfen schien, bald ihre Arme mit Empfindung der Freude und Sehnsucht ausstreckte, bald wieder schaudernd zurück sank, und ihr Gesicht verhüllte. Als es schon Mitternacht war, und Kleta immer noch an ihrem Lager wachte, forderte sie den Griffel, und schrieb folgende Worte auf:

Arme Kleta, ich bedaure dich, du kannst, du darfst nie Gattinn des Hugo von Immenthal werden! Entsage dieser Liebe, die ich nicht billigen kann. Nähre sie nicht mit der Hoffnung, daß mein Tod dir freye Wahl gewähren wird. — — Ich muß sie dir rauben, muß alles verhindern, da ich noch lebe. Der Mutter Fluch ist schrecklich, geht immer in strenge Erfüllung! Er würde dich tausendfältig treffen, wenn du mein Geboth verachtest! Kleta! Kleta! wenn du dieß vermöchtest, dann würde ich noch in der Ewigkeit die Stunde verwünschen, in welcher ich dich gebar, und mit Gott rechten, warum er mir ein so ungehorsames Kind schenkte. Kleta! Kleta! wenn du mit ihm zum Altare wandelst, so wird

der Priester Fluch, statt Segen, über euch aussprechen, wenn du ihn als Gatten in deine Kammer führst, so möge dein Brautbett sich in Stein, und die weichen Pfühle desselben in ein brennendes Schwefelbad verwandeln! Schaudre zurück vor diesem Fluche, und erinnere dich dessen all dein Leben lang! —

Schrecklich! Schrecklich! schrie die geängstigte Kleta, wie habe ich dieß verdient, daß meine gute Mutter mir mit dem Fluche droht, mit ein Mahl mich so gränzenlos unglücklich macht?

Darüber, schrieb Edeldrud, ein ander Mahl, vielleicht bald nähere Erklärung. Bis dahin ehre aber mein Geboth, und dulde im Stillen. Lange habe ich die Größe meines Unglücks allein getragen, aber bald werde ich einen Theil desselben auf deine Schultern legen müssen. Hasse mich nicht, verachte mich nicht, ich kann's nicht ändern!

Kleta schwieg, die Größe ihres Jammers raubte ihr die Sprache, sie suchte sich zu fassen, aber wenn sie vorwärts blickte, ihren Hugo, in den Armen einer andern, sich verlassen sah, da wollte ihr Herz brechen, ihr Muth ganz sinken.

Wie der Morgen nahte, schien ihre Mutter zu schlummern, aber bald fuhr sie aus diesem Schlummer empor, und ließ sich nach einem nahen Kloster führen, von dessen Thurme man eben die Frühmesse verkündigte. Kleta folgte nicht, sie war's nicht vermögend, Thränen schienen eben ihren Schmerz erleichtern zu wollen, sie warf sich auf ihr Lager, und netzte es mit diesen.

Nach einer Stunde weckte man sie aus ihrem Schlummer, und berief sie ans Lager der Mutter. Sie lag starr und röchelnd auf diesem, schien selbst ihr einziges Kind nicht mehr zu kennen. Zwey Mägde hatten sie nach dem Kloster geleitet, sie bethete dort am Altare der Mutter Gottes, wo eben ein ehrwürdiger Priester die Messe las; schon war diese beynahe geendigt, als der Priester starr stehen blieb, und endlich ohnmächtig zu Boden sank. Wie die herbey Geeilten ihn wegtrugen, sahen erst die Mägde, daß ihre Frau sich in gleichem Zustande befinde; sie war ruckwärts zu Boden gesunken, und röchelte gleich einer Sterbenden. Nur mit Mühe konnte man sie nach Hause und auf ihr Lager tragen.

Kleta warf sich über sie hin, und suchte sie durch ihr Geschrey zu wecken, aber Edeldrud hörte sie nicht mehr. Der herbey gerufene Ärzt erklärte, daß der kalte Schlag *) sie gerührt habe, und keine Hoffnung zu ihrer Rettung vorhanden sey. Kleta sank bey dieser Nachricht trostlos und ohnmächtig zu Boden; wie sie wieder erwachte, hatte ihre Mutter schon vollendet.

Wie Hugo am andern Morgen zu Edeldrud eilte, um über das, was sie ihm am vorigen Tag nicht entdecken wollte, Aufschluß zu erhalten, fand er dieselbe todt. — Die trauernde Kleta sank schluch=

*) So nannte man damahls alle gewaltsame Stockungen und Lähmungen, welche nicht durch die Wallung des Blutes entstanden.

zend in seine Arme, und ohne zu sprechen, rannen häufige Thränen ihre Wangen herab. Nichts war im Stande, die Trauernde zu beruhigen. Hugo mußte, nach damahliger Sitte, sich entfernen, und durfte nur erst, als Edeldrud beerdiget war, zu Kleta wieder kehren. Ihm dünkten diese wenigen Tage eine Ewigkeit. Endlich verflossen auch diese, und er sah seine Kleta wieder.

Mein Hugo, sprach sie, der Fluch meiner Mutter ruht auf mir, wenn ich dich liebe! und doch — und doch! hier verbarg sie sich an seinen Busen, nur der Grund des Verboths von Edeldruden blieb ihnen ein Geheimniß. Endlich erinnerte sich Kleta des Schmuckkästchens, wovon ihre Mutter ihr gesagt hatte, und worin die Papiere derselben verwahrt lagen; allein ein Zettel, welcher daran befestiget war, mit dem Befehle: Solches nicht eher, als ein Monath nach Kletas Heirath zu eröffnen; vernichtete auch diese Hoffnung.

Man dachte endlich an den Mönch, und an den Eindruck, den derselbe auf Edeldrud, und diese auf ihn gemacht hatte: aber bey der Kunde nach diesem ward ihnen zur Antwort, daß er an einem hitzigen Fieber darnieder liege, und daß man an seinem Leben zweifle. Also war auch hier keine Auskunft zu erwarten.

Hugo, der dem Glück seiner Liebe sich so nahe glaubte, sah sich immer weiter davon entfernt. Der Kaiser Ludwig, den Regierungsgeschäfte nach München riefen, ließ Zubereitungen treffen, um dahin

aufzubrechen. Hugo war genöthiget, demselben zu folgen, allein Kleta unbeschützt zurück zu lassen, schien ihm unmöglich. Er versuchte alles, seine Kleta zu einer Verbindung mit ihm zu bereden. Sie war es zufrieden, wenn ein Priester den schrecklichen Fluch ihrer Mutter lösen würde. Sehr bald fand sich ein dienstfertiger Priester, der denselben aufhob; und Kleta eilte mit ihrem Geliebten nach München, wo nach Verlauf einiger Monathe die Hand eines Priesters sie auf immer verband.

Indeß Hugo und Kleta im Genuß ihrer Liebe sich glücklich fühlen, kehren wir nach Regensburg zurück. Nach einigen Monathen erhohlte sich der Mönch, der bey dem Anblicke Edeldruds so betroffen war, von seiner Krankheit. Er erkundigte sich sogleich nach Edeldrud und Kleta, man berichtete ihm den Tod der erstern, und auch, daß Kleta mit Hugo nach München gereiset, und wahrscheinlich nun mit ihm vermählt sey.

Hätte Edeldrud ihrer Tochter erlaubt, ihre Lebensgeschichte früher zu eröffnen, so würde sie ihr einziges Kind nicht in gränzenloses Elend gestürzt haben. Um dieses zu verhindern, eilte der alte Mönch, der niemand anders als Otto von Fahrwangen war, nach München; Kleta aber war bereits mit Hugo nach ihrer mütterlichen Burg in Böhmen abgereist, wohin auch er in schneller Eile folgte. Er fand dieselben bey seiner Ankunft in ihrem Garten. Sein fürchterlicher Blick schreckte beyde, und sie argwöhnten den Sturm, der ihnen drohte.

Mönch. Ihr seyd verheirathet?

Hugo. Seit einem Monath.

Mönch. Unglückliche! und ihr ahndet nichts — — Kleta ist deine Schwester, du, Hugo, bist ihr Bruder.

Bey diesen Worten war der Greis einer Ohnmacht nahe — Hugo wollte ihn zu einer Rasenbank leiten —

Mönch (auf Kleta zeigend.) Stehe erst dieser bey, dann will ich weiter mit dir sprechen. Meine Nachricht war ihrem Ohre zu schrecklich, sie sinkt, stehe ihr bey, ich vermag's nicht!

Erst als Kleta wirklich sank, eilte Hugo zu ihrer Hülfe herbey, die er selbst nöthig hatte, weil die Schreckensworte des Unbekannten all sein Glück, alle seine frohen Aussichten mit einmahl vernichteten. Er schleppte die Ohnmächtige nach ihrem Gemache, und eilte in den Garten zurück, um die schreckliche Nachricht besser zu prüfen, sie mit allen möglichen Gegengründen zu bestreiten. Aber bald ward ihm volle Gewißheit seines Unglücks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

I.

Seite.

Amalie F. 1

II.

Marie L. 102

III.

Das Hospital der Wahnsinnigen zu P. . . . 117

IV.

Das steinerne Brautbett; oder Hugo und Kleta. 167

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biographien der Wahnsinnigen

Bd.: 3

1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2527(3/4#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414723-0